PAPPELBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, MENSCHENRECHTE UND SPIRITUALITÄT
€ 6,30 HEFT 35 - SOMMER 2025

STADT, LAND, FLUSS



Dao Miao – der Weg der Katzen
von Lucas Pawlik

Gebirg und Tal
v. Wolfgang Mayer König

Peter zieht aufs Land
Michael Benaglio

Rationalität und Wunderbares
(ein Blatt ganzheitliche Ästhetik)
Manfred Stangl

REZENSIONEN:
„Die Rückkehr der Einhörner" - Manfred Stangl.
„Babyboomer gegen Generation Z" - Bernhard Heinzelmeier.
„Siebzehnstein" – Joachim Gunther Hammer.
„Johann Strauss" – Ingrid Schramm / Andrea Glatzer.

sonne & mond

Cover:
„Stadt Land Fluss Frau"

Ingonda Lehner,
geb. 1957 in Waizenkirchen, Studium der Malerei und textiles Gestalten,
Motive in der Malerei und in der Lyrik: humanitäre und ethische Themen, Themen aus dem Maya-Kalender, Energiebilder...
„Lieder der Nacht und Lieder des Tages" und „Die Nacht ist vorgerückt, der Tag ist nahe..."
„Wie das Leben so spielt"
(2025) in der edition sonne und mond

Gabriele Bina,
Ausbildungen zur Textildesignerin, diplomierte Seniorinnenfachkraft, Klangschalenenergetikerin.
Mein Lebensmittelpunkt ist die Tätigkeit als Malerin und Grafikerin. Die Kinder meiner Seele, sie erzählen – höre zu! Vernimm die stummen Worte.
Fühle die Gedanken und löse sie auf.
Spüre, dann bist du eins mit Dir!

Christine Schadenhofer, Jahrgang 1963, lebt in Oberösterreich, Autorin mehrerer Bücher, zuletzt erschienen „Zersplitterung - Gesichter des Krieges", Verlag Nina Roiter, Übersetzerin spanischer Literatur, weitere Leidenschaft: Zeichnung und Fotografie.



Christine Schadenhofer, vögel

IMPRESSUM

ISSN: 2311-0341

Medieninhaber:
Sonne und Mond
Verein zur Förderung ganzheitlicher Kunst und Ästhetik
Gersthoferstr. 75/20/14; 1180 Wien
Herausgeber: Manfred Stangl,
Michael Benaglio.
Chefredaktion: Manfred Stangl.
Redaktion dieses Heftes: Michael Benaglio, Sonja Henisch, Claudia Behrens, Lieselotte Stiegler.
Titelbild: XXX
Lektorat: Constantin.
Gemälde & Grafiken: Christine Schadenhofer, Bina Gabriele, Stefanie Schuster, Ingonda Lehner, Bindu-Artschool: V. SUNDARI, E. RAMAMURTHY
Fotos: Elmar Mayer-Baldasseroni, Mario Kern, Silvia Rechberger, Christian Pauli, Michael Benaglio Tanja Zimmermann, Werner Dornik
Kontakt: www.sonneundmond.at,
www.pappelblatt.com
manfred.stangl@sonneundmond.at
Grafik & Produktion: Mathias Hentz.
Druck: WOGRANDL DRUCK GmbH
Kontakt: mr@wograndl.com
Copyright der Texte bei den AutorInnen.
Abo: 3 Ausgaben jährlich 18.- Euro Inland,
EU Ausland 25.- Euro
inkl. Versand.

Gefördert durch
Stadt Wien Kultur, Graz und Bundeskanzleramt

Bundeskanzleramt
Stadt Wien Kultur
STADT GRAZ

Dieses Heft wurde auf PEFC-zertifiziertem Papier gedruckt. Alle anderen verwendeten Materialien sind umweltverträglich und abbaubar.

100% ÖKOSTROM AUS ÖSTERREICH

Inhalt

ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, MENSCHENRECHTE UND SPIRITUALITÄT
H.NR.35/2025, SOMMER

EDITORIAL I S. 4
MANFRED STANGL
EDITORIAL II S. 5
MICHAEL BENAGLIO
VORWÄRTS ZURÜCK ZUM VENUSBERG S. 7
MARIO KERN
DÀO MIÀO – DER WEG DER KATZEN S. 9
LUCAS PAWLIK
KAFFEEHAUSKULTUR, ADE? S. 14
MANFRED STANGL
TAGEBUCH EINES VOLLZEIT-GENERVTEN S. 20
CHRISTIAN KNIEPS
HOLUNDER UND HUFLATTICH S. 21
SONJA HENISCH
STADTLEBEN S. 24
SONJA HENISCH
GEBIRG UND TAL S. 25
WOLFGANG MAYER KÖNIG
NEUES MIT DEN ALTEN GÖTTERN: ELF UND ELON, TROLL UND TRUMP S. 26
CLAUDIA BEHRENS
BRÜCKE MAL DREI S. 30
ERNA PFEIFFER
DAS HAUS AM FLUSS S. 33
HELMUTH A. NIEDERLE
PETER ZIEHT AUFS LAND S. 36
MICHAEL BENAGLIO
PAULINE UND DAS TRÄUMENDE HAUS S. 38
NICOLA QUASS
IM DORF HEMIS SHUKPACHAN S. 43
LIESELOTTE STIEGLER
EIN BLATT GANZHEITLICHE ÄSTHETIK. S. 45
RATIONALITÄT UND WUNDERBARES
MANFRED STANGL
MEIN ESEL PANDA S. 48
MEI SHI
WER AM LAND BESTEHEN WILL BRAUCHT EINE DICKE HAUT S. 53
SONJA HENISCH
ANISHA UND TERRINO S. 54
CLAUDIA DVORACEK IBY
STERNENBETRACHTUNG S. 57
JULIUS KATINS
DIE TRÄUME DER ANLIEGER S. 58
HELMUT BLEPP
REZENSIONEN S. 61 BIS S. 67

In dieser Ausgabe Gedichte/Lyrik von:

Reinhard Dellbrügge, Irena Habalik, Nikolaus Lenau, Kurt F. Svatek, Christian Reiter, Ilse Victoria Bösze, Michael Benaglio, Ilse Victoria Bösze, Peter Sonnbichler, Sonja Henisch, Jadranka Gros, Ilona Daniela Weigel (-Benning), Phillip von Bose, Marzanna Danek, Renate Katzer, Eline Menke, Pawel Markiewicz, Manfred Stangl, Joachim Gunter Hammer, Susanne Roedl, Heinz Kröpfl, Elmar Mayer Baldasseroni, Erich Schirhuber, Helmut Bölling, Brigitte Pixner, John Patrick Platzer,



Editorial 1

Stadt, Land

Manfred Stangl



Foto: Elmar Mayer-Baldasseroni

Der Nobelpreisträger Rabindranath Tagore sieht das Wesen der westlichen Kultur innerhalb von Stadtmauern gegründet. Diese trennten von jeher den abendländischen Menschen von der Natur, während die indischen Waldweisen sich niemals als abgespaltet von der Natur, in deren Mitte sie ja wohnten, empfinden konnten. [1)]

Michael Gaismair, einer der österreichischen Anführer während der Bauernkriege, forderte, alle Stadtmauern niederzureißen, damit es keine sich überlegen dünkenden Bürger mehr geben sollte, „sonder ain ganze Glaichait im Land sei." [2)]

Übrigens wurden die ersten schriftlich abgefassten Menschenrechte von Bauernführen formuliert, die 1525 in den „12 Artikeln" die Abschaffung der Leibeigenschaft, des Frondienstes und der generellen Ausbeutung durch den Adel und den Klerus forderten. Wenigstens wurde dann der Untertanenprozess installiert, in dem gegen obrige Willkürherrschaft geklagt werden konnte. Einer der Gründe der Bauernkriege, die sich heuer zum 5oosten Male jähren, ohne dass über dieses runde Jubiläum groß berichtet wird, lag in der Aneignung der „alten Allmende" durch die Herrschenden, in denen Bauern, Kleinstädtern, Fischern das Nutzungsrecht am Wald, den Seen usw. eingeräumt worden war („altes Recht").

Der Stadt-, Landkonflikt schwelt heute unvermindert. Ein kürzlich ausgerichtetes Literaturfestival nahm sich dieses Themas an: der ORF verdichtete es auf die Aussage eines Autors, der aus der Stadt in sein Geburtsdorf zurückgekehrt war und beinahe entsetzt hervorpresste: „Die gendern hier nicht einmal richtig".

In einem deutschen Fernsehsender wurde ein Bürgermeister zum Erfolg der AFD befragt; er entgegnete, dass das Land sich abgehängt empfände, dass die meisten politisch korrekten Antworten der Städter nicht den Fragen am Land galten – ob etwa genügend öffentliche Verkehrsmittel bereitständen, in die Stadt zur Arbeit oder wenigstens zum Einkaufen zu gelangen. Man wähle nicht bewusst extrem rechts, aber wüsche radikale Änderungen ihrer Probleme; es ginge also vielmehr um Protest denn um extremistische politische Gesinnung. Ich weiß nicht, ob das so auch für Österreich gilt, zu erwarten ist jedenfalls eine massive Stärkung der FPÖ, wenn zukünftige Sparpakete weiter von den „kleinen Leuten", statt den Reichen zu begleichen sind. Wo 1o% der wohlhabenden Bevölkerung so viel besitzen wie die 9o übrigen, darf die Frage nach gerechter Verteilung nicht unbeantwortet bleiben. Breite Schultern können mehr stemmen – müssen es jedenfalls, soll der politische Friede im Land bestehen bleiben, und nicht extrem rechten Parteien ermöglicht werden, den Zorn und die Ohnmacht der Massen gegen die Regierenden zu instrumentalisieren, und dabei noch Schwächere, Ärmere[3)] – die Migranten, Asylbewerber, Langzeitarbeitslose, jüdische Mitbürger, Alleinerzieherinnen, Homosexuelle, zu marginalisieren.

Hoffen wir, dass die Texte und Gedichte dieser Ausgabe wenigstens einige Denkanstöße für ein friedlicheres und gerechteres Zusammenleben bieten, oder zumindest einige Problemfelder durch die intensive Ausleuchtung sichtbarer werden.

Manfred Stangl, Rechnitz, Wien – Mai 2025

Anmerkungen:

1) Rabindranath Tagore: „Sadhana - Der Weg zur Vollendung", 1921, Kurt Wolff Verlag, München

2) „5. sollen alle Rinkmauren an den Stetten, dergleichen alle Geschlösser und Bevestigung im Land niderprochen werden und hinfur nimer Stött, sonder Dorfer sein, damit kain Underschaid der Menschen, also daz ainer höcher oder pösser weder der ander sein wölle, werde, daraus dann im ganzen Land Zerrugtligkait, auch Hoffart und Aufruer entsteen mag, sonder ain ganze Glaichait im Land sei."
Quellen zur Geschichte des Bauernkrieges, gesammelt und herausgegeben von Günther Franz. Darmstadt: WBG, 1963, S. 285–289

3) Über 300 000 Österreicher leben in absoluter Armut.

Manfred Stangl,
geb. 1959 in Graz; Absolvent der Ther. MilAk. Später abgebrochene Studien der Philosophie, Germanistik, Psychologie; Tätigkeiten als Journalist. Als Brotberuf Aufseher im MAK, wo er in der Stille begriff, dass das Denken nicht zum Erkennen der Wahrheit führt. Es folgten Jahre der Meditation und schließlich die Heimkehr in Gott (Unio Mystica). Mehrere Gedichtbände; zuletzt: „Gesänge der Gräser" edition sonne und mond. „Zehntausendundacht – eine Prophezeiung vom Untergang der Menschen", 2021. Seit 2o14 Herausgeber des Pappelblattes - Zeitschrift für Literatur, Menschenrechte und Spiritualität. Seit 2o18 P.E.N.- Clubmitglied. Lebt jetzt in Wien und dem Südburgenland. 2o2o erschien die „Ästhetik der Ganzheit".. "Seliger – ganzheitlicher Entwicklungsroman", 2023.

Editorial II

Michael Benaglio

„Ein Bulldozer wühlt und geifert und rutscht und rülpst auf den Abgehäuteten Körpern noch lebender Büsche bezahlt von einem Mann aus der Stadt.“ (Gary Snyder)

Stadt und Land, ein Gegensatzpaar, das unsere Geschichte seit Jahrtausenden prägte und prägt; selten nur gibt es Annäherungen, Versöhnungssehnsüchte, wenn etwa blühende (Gemüse-)Gärten in Großstädte eingeführt werden sollen, Dächer umfassend begrünt werden, Bauern Bioprodukte direkt in den Betonburgen vermarkten oder wenn auf der anderen Seite die in den siebziger, achtziger Jahren konstruktive eigenständische „Regionalentwicklung von unten“ boomte, die u.a. bestrebt war, auch in ländliche Gebiete neue Kulturformen zu bringen. Meist aber erfolgt die permanente Kolonialisierung des Landes: Durch Touristenmassen in All-Inklusive-Festungen, in denen möglichst viele städtische Konsumgewohnheiten die regionalen Kulturen verdrängen oder wenn begüterte Städter vor den Großstadtüberfüllungen in eine Villa auf das Land flüchten, wo sie sich über krähende Hähne, Kuhfladen abladende Rinder und ländlichen Lebensstil aufregen.

Beginnen wir diesen Essay ganz unkonventionell mit der „Botschaft der Irokesen an die westliche Welt“, 1977 für eine NGO – UNO-Konferenz in Genf verfasst. Diese Botschaft spiegelt im Wesentlichen die Sichtweise des traditionellen indianischen Amerika und vieler indigener Nationen weltweit. „Vor vielen Tausenden von Jahren glaubten noch alle Menschen der Welt an denselben Pfad des Lebens, der in Einklang mit dem Universum geht. Sie alle lebten in Übereinstimmung mit den natürlichen Wegen.“

Dann entwickelten sich der Ackerbau, Tiere wurden domestiziert, natürliche Wasserläufe verändert, Wälder abgeholzt, allmählich reiften neue gesellschaftliche Organisationsformen. „Diese Entwicklung führte zu der ... Gründung von Städten und schließlich von Großstädten. ... Innerhalb dieser Kulturen kristallisierten sich hierarchische Gesellschaftsformen heraus. Eine der Ursachen für die Entstehung imperialistischer Bestrebungen in den alten Zivilisationen liegt gerade in dem besonderen Wesen der Großstädte. Großstädte sind unverkennbare Ballungszentren, die gezwungen sind, ihre materiellen Bedürfnisse durch Einfuhr aus dem Umland abzudecken. Das wiederum bedeutet, daß die natürliche Welt den Interessen der Großstadt unterworfen und von ihr benutzt und ausgebeutet wird.“ Dieser Prozess wurde und wird „Zivilisation“ genannt. So die Perspektive der Irokesen.

Stadt und Land bildeten markante Gegensätze, wie bereits erwähnt. Das frühe (Staats-) Christentum blühte vor allem in den Städten, voller Verachtung blickten Christen auf die Landbewohner, die Pagans, Heiden waren. (paganus = lateinisch heidnisch, wörtlich ländlich.) In den Städten klammerte sich der mittelalterliche, paranoide, katholische Geist an eine scheinbare Sicherheit, die vor den Dämonen und Unholden einer bereits als feindlich empfundenen Natur schützen sollte. Die industrielle Revolution wiederum benötigte Städte für ihre Entwicklung, das Land hatte lediglich billige Arbeiter zu liefern. Auch die intellektuelle Entwicklung der Aufklärung zeigt deutliche stadtliebende Züge. Die Stadt wurde produktives Zentrum, zugleich Fortschritts dampflokomotive und auch ein Ort für neue künstlerische Entwicklungen, während das Land das Beharrende darstellte, das zählebig an alten, von Städtern verachteten Traditionen und Kulten hing.

Allerdings: Dagegen rebellierten jene wohlgemuten, öfters melancholischen Geister, die den Duft einer Blumenwiese dem Smog der Fabriken in den Citys vorzogen: Die Renaissance entdeckte wieder die – oft ästhetisch verklärte – Natur, die Romantik verbeugte sich vor Mutter Erde, die deutsche Jugendbewegung, der Wandervogel und später die Hippies führten Natur gegen morbide Stadtsenilität ins Feld.

Nun: Das Pappelblatt ist eine Literaturzeitschrift und so mag Literaturnobelpreisträger Hermann Hesse (1887 – 1962) herangezogen werden, um das Thema Natur und ihr Gegenstück, die Stadt, in alternativer Perspektive zu verdeutlichen; was Hesse ausdrückte, spiegelte zu seiner Zeit und im Rahmen seiner großen posthumen Rezeption immerhin das Feeling von Hunderttausenden, die nach einem selbstbestimmten Leben zwischen dem Dreck der Großstädte und den Bomben der Kriege suchten. Viele Hippies lasen Hesse mit begeisterter Identifikation. Er wies „den Weg zur neuen Gesellschaft abseits der großen Städte mit ihrer Kriminalität und Umweltverschmutzung“, schrieb Klaus B. Vollmar in seinem Buch über amerikanische Landkommunen. Hesse kritisierte die Herrschaft des Menschen über die Natur, er betonte die Destruktivität des für ihn unnatürlichen städtischen Lebensraumes und des damit verbundenen zivilisierten, entfremdeten Lebensstils.

Vor allem in seinen Büchern „Siddhartha“, „Morgenlandfahrt“ und dem Alterswerk „Glasperlenspiel“ betonte der antifaschistische Dichter als Alternative zur technokratischen, autoritären Zivilisation die Bedeutung des Wiedererkennens der organischen, kosmischen Ganzheit des Lebens, und die Überwindung der Entfremdung – die heute im Gegensatz zu seiner Zeit weitaus massiver fortgeschritten ist – durch die Kontaktaufnahme mit der Natur. Als ein zentrales Element ganzheitlicher Spiritualität wies der Literat auf die Liebe zur Mutter Erde hin. „Ich wollte ... die Menschen lehren, in der brüderlichen Liebe zur Natur Quellen der Freude und Ströme des Lebens zu finden“, meinte er. Wobei Hesse eine Gegenposition zur städtisch geprägten Moderne einnahm, was ihm viele diskriminierende Verrisse, Diskriminierungen und Schmähungen ▶

zu Lebzeiten und auch nach seinem Tod einbrachte.

Heute wachsen die Großstädte immer noch rapide weiter, mit all ihrer umfassenden Problematik. Sie bieten Anonymität, mehr und bessere Arbeitsplätze als viele ländliche Regionen, ein dichteres Kulturangebot für eng aneinandergedrängte Individuen. Der städtische Krebs, wie es radikale Kritiker formulieren, frisst weiter das Land. Ja sogar Weingärten, es sei geklagt, sind vom Wuchern der Städte bedroht: „Frascatis Weingärten sind seit langem zerstückelt, die Krake Rom frisst sich immer weiter ins Land vor“, klagt Veronika Eckl. Die wirklichen alternativen Versuche der siebziger und achtziger Jahre, vor allem in den USA, Großstädte ökologisch zu beglücken, sind Geschichte, wurden vom Kapitalismus erfolgreich unterwandert. So wandelte sich die ehemals bioregionale Idee der Green Cities von einer gegenkulturellen, egalitären, anarchischen Konzeption zu einem dezent verschleierten neofaschistischen Versuch, die Menschen noch intensiver totalitär zu kontrollieren und in ihrer Freiheit einzuengen. Nun ja: Vielleicht liegt die Zukunft darin, wenn Vögel mit Elektrodrohnen zu Fernsehantennen fahren, um dort ihre Nester zu bauen, während sie ihre Smartphones wischen. Wer weiß, wer weiß...

Naturschutz ist de facto fast nur noch ein Schlagwort bei Sonntagsansprachen, der beseelte und beseelende Geist der Erde wich ökologisch eingepackten Statistiken, die weiteres industrielles Wachstum fördern. Dennoch bietet das Land immer noch Erholung, Durchatmen und den Kontakt zur tiefen Wirklichkeit hinter dem Lärm der Postmoderne. Und diese ist, wie die Irokesen betonen, die Natur, das organische Universum.

Folgende Werke wurden herangezogen, ihnen wurden einzelne im Text verwendete Zitate entnommen.

A Basic Call To Consciousness. Ein Ruf zur Einsicht. Die Botschaft der Irokesen an die westliche Welt, Bühl 2000

Eduard Gugenberger, Roman Schweidlenka: Bioregionalismus. Bewegung für das 21. Jahrhundert, Osnabrück 1995

Roman Schweidlenka: Hermann Hesse-Rezeption und die Gegenkultur, Dissertation, Wien 1983

Roman Schweidlenka: Sonnentanz in Avalon. Eine kleine Geschichte der Neuen Spiritualität, LOGO Fachbroschüre, Graz 2017

Gary Snyder: Schildkröteninsel, Berlin 1980

Klaus B. Vollmar: Landkommunen in Nordamerika, Berlin 1975

Veronika Eckl: Hinter Rom beginnt das Zauberland. Malerisches Latium, Wien 2007

Michael Benaglio, Leiter des „Forum Club Literatur“ von 2005 bis 2016, zahlreiche Literaturlesungen und Publikationen, Mitherausgeber der Literaturzeitschrift „Pappelblatt“, Chefredakteur der Literaturzeitschrift „Die Feder“, literarische Auftritte bei Theaterstücken, zweimaliger Preisträger der Gesellschaft der Lyrikfreunde. Mehrere Buchveröffentlichungen: in der edition sonne und mond: „Der Ritt auf der Katze – phantastische Erzählungen“, „Sonnenaufgang im Wasserglas“ und „Die fliegenden Pferde von Wien“. Mitglied im PEN-Club und in weiteren Literaturvereinigungen.

Die Stadt

Ich stelle mir vor
es war nur eine Stadt.

Wir zogen durch Wälder
und über Steppen
die Jahreszeiten
wiesen uns an.

Wir kauten Beeren
tranken aus Flüssen
hegten das Feuer
hofften auf Jagdglück.

Und auf einmal
stand sie da
groß, mächtig
schwindelerregend:
die Stadt
umgeben von
gewaltigen Mauern
mitten im
flirrenden Staub
monströs
ein steinerner Mythos
unnahbar.

Der Rückzug begann
furchtgepeitscht.

Es gab
kein Entkommen.

Reinhard Dellbrügge, geb. 1952, lebt in Steinfurt. Er schreibt Gedichte, Aphorismen, Kurzprosa, Rezensionen und Essays. Veröffentlichungen u. a. in Literaturzeitschriften und Anthologien. Mitglied der Deutschen Haiku-Gesellschaft.

Grenze

Aus elenden Katen
bejahrt und geduckt
steigt dünner Rauch auf.

Spürst du die Kälte
die aufsteigt aus dem
harten narbigen Boden?

Zieh mit den
streunenden Winden über
das endlose Grasland.

Im weißen Raum tanzt
ein tierhäuptiger Schamane.
Die zerzausten Katen

am breiten Fahrweg aus
gefrorenem Schlamm, sie
bilden die Grenze.

Folge den Wagenspuren
lass sie verschwinden
in Flechten und Moos.

Reinhard Dellbrügge

Vorwärts zurück zum Venusberg

Mario Kern

Woher das Sprichwort vom Eichhörnchen, das einst Zentraleuropa von Ast zu Ast durchwandern konnte, ohne einmal den Erdboden betreten zu müssen, stammt, ist nicht bekannt. Aber es veranschaulicht sehr bildhaft, wie hochgradig dicht bewaldet der Raum zwischen Nordsee und Alpen im Altertum war. Bis vor 2.000 Jahren spannten Buchen, Fichten, Kiefern und Eichen ihr imposantes Blätterdach von der Ostsee zum Schwarzen Meer, vom Zentralmassiv bis zu den Karpaten. Mitteleuropa glich einem überdimensionalen grünen Reich, bevölkert von friedlichen Riesen. Bis in die Jungsteinzeit und bis zu einem gewissen Grad auch noch in der Antike ehrte und verehrte der Mensch diese Giganten, ebenso wie Flüsse und Seen, Felsen und Berge.

Den Wald erkannten die Kelten, Germanen und Slawen noch als Heiligtum. In seinen Tiefen wohnten Götter und Geister, Elfen und Waldnixen. Mit den Gaben, welche die Waldvölker in den Wald trugen, ehrten sie die innere und geistige Seite der Natur. Denn das Unsichtbare und das Sichtbare waren in ihrem Verständnis zwei Seiten derselben Münze. Und diese geistige Währung fand Eingang in Mythen und Legenden, in Sagen und Märchen. Wenn also in der schottischen Ballade von Tom dem Reimer derselbe der bezaubernden Feenkönigin begegnet und ihr ins Feenreich folgt, dann betritt er die Anderswelt, dann findet er Zugang zur seelisch-geistigen Dimension der Natur. Wie hochverehrt im Besonderen die Bäume einst waren, zeigt sich in den vielen mythischen Beschreibungen eines Weltenbaumes, der alle Dimensionen in seinen Wurzeln und Ästen trägt. Dieses Symbol gibt Kunde davon, wie sehr die Natur den heidnischen Völkern nicht nur materielle Lebensgrundlage, sondern gleichzeitig Tempel und Gottheit war.

Spätestens im Mittelalter war es mit dieser Beziehung Großteils vorbei: Der Raubbau drängte die Natur zurück, die wachsenden Siedlungen und Städte verleibten sich das Holz der Bäume ein, ganze Wälder mussten dem Ackerbau weichen. Von 500 bis 1500 wurde so ein beachtlicher Teil der mitteleuropäischen Waldflächen zerstört. Dieser Kriegszug wurde aber nicht nur gegen die materielle Natur geführt, denn die neue Religion, das Christentum, setzte Feuer und Schwert auch an die immanente Heiligkeit der Natur: „Götzenbilder“ und heilige Haine mussten fallen, Kultplätze und Feenhügel wurden entweiht und zerstört oder mit christlicher Symbolik übertüncht. Die stolzen Sachsen etwa mussten ihre Treue zu Göttern und Geistern teuer bezahlen, als der kirchentreue Regent Karl der Große abertausende Anhänger des Alten Glaubens verfolgen und enthaupten ließ. Die menschliche Haltung zum Wald als Stellvertreter für die wilde und ungezähmte Natur drückt sich im Bild des Janus-Gesichts aus: Er wurde gesucht und gemieden, verehrt und gefürchtet, vergöttert und verteufelt. Und wer im Geheimen den „Götzen“ huldigte und Umgang mit den Waldgeistern pflegte, riskierte in den folgenden Jahrhunderten Leib und Leben.

Abscheu und Angst schürten so die heißen Feuer der Entfremdung, der Wald verkam mehr und mehr zur Ressource, zur malerischen Kulisse und zum Erholungsraum. Schritt für Schritt zog sich nicht nur der ▶



Spirit in Nature, Mario Kern

Mario Kern,
St. Pölten, verfasst seit seinem 18. Lebensjahr Gedichte, Essays und Erzählungen. Mit 21 hatte er sein Lese-Debüt auf einem alten Gehöft in Norwegen, zahlreiche musikalisch begleitete Lesungen in österreichischen Konzerthäusern, Kinos, Kirchen, Burgen, Galerien und Museen folgten. Veröffentlichungen: die Lyrikbände „Traumverwoben“ und „Sternenklang und Erdenwort“, zahlreiche Beiträge in Literaturzeitschriften und Anthologien.

Mensch innerlich vor der „verteufelten“ Natur zurück, sondern sich die Naturgeister auch vor ihm. Die Pforten der Wahrnehmung schlossen sich mehr und mehr, das Märchenhafte, Seelische und Unsichtbare blieb außen vor. Natürlich bewahrten sich gerade die Landbewohner einen Sinn für die sie umgebende Umwelt. So manche unter ihnen orientierten sich weiterhin an den unsichtbaren Gezeiten der Natur, platzierten weiterhin Gaben für die Geister und Ahnen und bedankten sich weiterhin bei Bäumen, bevor sie sie fällten. Eine innere Tradition lebte im Verborgenen weiter, ihre Bilder pulsierten im Wortgewebe der Märchen, Sagen und Geschichten weiter. Oft geradezu unerkannt. Wo Goethe noch unverhohlen den Pantheismus pries, ließ etwa Joseph von Eichendorff am Ende des 19. Jahrhunderts in „Das Marmorbild“ Frau Venus, die einstige Göttin der Liebe, wie ein schattenhaftes Gespenst nach dem Jüngling Florio trachten. Aus der einstigen Anderswelt und den ehrfurchtgebietenden Feenhügeln wurde der Venusberg, der in seine liederlichen Untiefen lockte. Die Götter der Natur verkamen unter dem Einfluss des himmelwärts gerichteten Christentums zu Schatten ihrer selbst.

Heute ist selbst vom Venusberg nicht mehr die Rede. Seine Pforten sind verwachsen und hochgradig vergessen. Die Natur ist in den Köpfen der Menschen zweidimensional geworden. Innerhalb der Grenzen der Städte werden Ideen und Ideologien geschmiedet, die nicht nur Kinder ihrer Zeit sind, sondern vor allen Dingen von der Qualität des Raumes geprägt sind: Im Plattenbau atmet nicht derselbe Geist, der in großflächigen Wäldern durch das Netzwerk der Wurzeln, die Blätterdächer und die kraftgeladene Luft pulsiert. Ballungsräume sind mit Beton, Stahl und Asphalt verdichtet - analog dazu auch der menschliche Verstand: Zwischen den dicken Platten des analytischen Denkens kann oftmals nichts gedeihen, was nicht als „real“ und brauchbar eingestuft wird.

Auch wenn wir uns über Waldbaden und Rekreation wieder mehr dem Wald zuwenden, verkennen wir weiterhin seine seelische und geistige Dimension. Wie die Lungen der Welt zurückgeschnitten und abgebrannt werden, so atmen wir flach, um jede wirkliche Begegnung mit der Essenz der Natur zu vermeiden. Und auch wenn das Bewusstsein für naturnahe Bewirtschaftung, die Erhaltung von Grünflächen, Renaturierung und den Schutz von Flora und Fauna gewachsen ist, leiden wir Menschen weiterhin an der Entfremdung von unserer eigenen Natur, die nicht von der Natur an sich getrennt ist.

Was wir tun können? Die Betonplatten aufbrechen? In den Wald ziehen? Vielleicht. Vielmehr könnten wir aber damit beginnen, uns wieder dem Atem der Wälder anzuvertrauen. Dem Rauschen des Ozeans ebenso wie den Märchen und Mythen zu lauschen. Spitzen wir aber nicht nur die Ohren, sondern öffnen wir unsere Herzen. Werden wir still und atmen tief ein und atmen wieder tief aus. Kommen wir in den Fluss, der alles Leben durchzieht, auf seiner ewigen Reise von der Quelle in dieselbe zurück und wieder voran. Lassen wir uns auf die Innenseite des Äußeren ein.

Schieben wir das Bild des im Fiebertraum gefangenen Jünglings beiseite und erkennen wir den Venusberg als Tor in eine tiefere Wirklichkeit. Erkennen wir in Frau Venus die Göttlichkeit der Natur und folgen wir ihr in den Feenhügel, in die Anderswelt. Der Hofstaat setzt sich dort nicht aus Gespenstern der Vergangenheit zusammen, sondern aus höchst gegenwärtigen Weisen der Schöpfung. Lernen wir, den Verstand mit duftenden Blumen zu schmücken und ihn als Chronist auf eine märchenhafte Reise zu schicken: Er soll nicht die Feenkönigin auf ihrem Ritt übersehen. Er soll aber Zeuge sein, wenn wir erneut die Hand der göttlichen Erde gewinnen wollen. Wenn wir unsere Ideen wieder aus dem grünen Weisheitsbrunnen der Natur schöpfen. Er soll an den Pforten der Wahrnehmung bestaunen, was die heilige Ordnung an Wundern in uns hinterlässt. Und verstehen, welche blühenden Gaben Frau Venus seit jeher unserem Herzen anvertraut.

Am Wasser

Was schwemmen die Wellen
nicht alles an Träumen heran,
da steht so gar nichts unter Denkmalschutz,
bis auf den Schatten
in den Hinterhöfen mancher Zinskasernen
und den Geruch nach angebrannter Milch.

Wie einen Albtraum denn,
den Atem des Vulkans,
durch Wünsche noch ersetzen,
wenn sie der Fluss
so einfach mit sich reißt
und ganz woanders anschwemmt?

Der Dichter zieht mit einem Netz
die Wörter aus dem Fluss.
Er stört das Fischerdorf
nicht erst seit gestern,
selbst wenn er fort ist,
um allein in den Gedichten da zu sein.

Der Fluss,
er gibt und nimmt so wie das Leben,
er ist das Leben.
Denn unter all den grauen Steinen an den Ufern,
da ist allein ein bunter,
so wie sonst wo auch.

Kurt F. Svatek

Kurt F. Svatek, Der Schulrat und pensionierte Pädagoge hat bisher Gedichtbände, Aphorismen, Essays, Kurzgeschichten, Haiku und zwei Romane veröffentlicht. Er verfasste auch mehrere Artikel über Aspekte der Philologie und ein Lehrbuch. Er ist Vizepräsident der Plattform Bibliotheksinitiativen Wien und war über zwei Jahrzehnte Vorstandsmitglied des Niederösterreichischen und Österreichischen P.E.N.-Clubs, etwa als Schatzmeister und Vizepräsident.

Dào Miào – der Weg der Katzen

Lucas Pawlik

Wo sind die weißen Teufel?

Eines Nachmittags, nach der Probe, führte mich mein Weg über das wellige Kopfsteinpflaster einer alten Gasse. Jeder Stein schien ein Siegel der Ming-Dynastie, die Luft erfüllt vom Duft nach Jasmintee und dem beißenden Geruch verkohlten Eisens aus den Straßenküchen. Mein Begleiter – ein wandelndes Archiv dieser Tradition – strich über eine moosbewachsene Mauer. „Diese Steine haben mehr Aufführungen gesehen als alle lebenden Meister zusammen", sagte er.

Lee, mein Freund, sah mit seinem Bart und seiner muskulösen Statur aus wie ein Amerikaner. Nur bei genauem Hinsehen verriet ein Zug in seinem Gesicht die chinesische Herkunft eines Elternteils. Mit einem langen Eisenstab in der Hand – eine Waffe, die ihren Träger außer Reichweite von Gegnern hält – erklärte er, wie die Wahl der Waffen und die Praktiken alter Kriegsgeneräle die chinesische Geschichte prägten. „Es braucht Ganzkörpertraining und regelmäßiges Gewichtheben, um ihn zu meistern", sagte er, während er den Stab geschickt schwang.

„Sie hackten ihre Biologie", fuhr er fort, „trieben den Testosteronspiegel hoch und glichen ihn mit täglicher Meditation aus, um schnell zu regenerieren." Plötzlich unterbrach uns ein Wirbelwind in Gestalt eines kleinen Mädchens. Als sie uns erblickte, brach sie in Tränen aus und rief etwas Unverständliches auf Chinesisch. Die Straße, voller Menschen und Streetfood-Stände, schwankte zwischen Verwirrung und Belustigung.

Das Mädchen rannte zum Ende der Gasse, zu einem Omelette-Stand, und versteckte sich hinter einer Frau – vermutlich ihrer Mutter. Aufgeregt sprach sie wie ein Wasserfall und deutete immer wieder in unsere Richtung. Mein Blick haftete an ihrem Gesicht, bis Lee mich mit seinem Stab anstieß. Er schlüpfte in die Rolle des Affenkönigs, wiederholte ihre Schreie und begann, unsichtbare Feinde zu bekämpfen. Wild sah er sich um, als suchte er etwas. Ich ahmte die chinesischen Worte nach, so gut ich konnte, ohne sie zu verstehen, und schloss mich der Jagd an. Die Menge lachte und applaudierte.

Das Mädchen stand da, die Augen weit aufgerissen, noch zitternd, doch die Tränen waren versiegt, und ein Lächeln breitete sich aus. Wir wagten uns zum Omelette-Stand. Auf dem Weg fragte ich Lee: „Was ist passiert? Was hat sie – und wir – geschrien?"

„‚Hilfe! Die weißen Teufel! Mama, die weißen Teufel kommen!'", übersetzte er. „Wir haben gerufen: ‚Wo sind die weißen Teufel? Wir beschützen dich! Wo sind die weißen Teufel? ' Am Ende habe ich verkündet, dass die Gefahr gebannt ist." Verdattert biss ich in ein Omelette, das uns die Standbesitzerin reichte.

Lee sprach kurz auf Chinesisch mit der Frau und verbeugte sich vor dem Mädchen. Sie war fasziniert von seinem Eisenstab, traute sich aber erst nach einer Weile, ihn zu berühren – sicher, dass keine Gefahr drohte. „Wir können uns kaum vorstellen, wie fremd wir einander erscheinen", sagte Lee. „Wenn Worte fehlen und ein Krieg beginnt, wird jeder zum Teufel. Vor nicht allzu langer Zeit wurden hier chinesische Boxer von ‚weißen Teufeln' erschossen, als sie China vor den Opiumkriegen schützen wollten."

Während das Mädchen den Stab untersuchte, sprach Lee mit der Mutter. Sie, ihre Mutter und deren Mutter hatten ihr Leben lang Omeletts verkauft. Wie viele in der Nachbarschaft kämpften sie ums Überleben. Sie erzählte, wie die alte Kultur – die Pflastersteine, die Häuser – vom modernen Leben verschlungen wurde. Lee erwähnte ein Denkmalschutzprojekt und gab ihr einen Kontakt. „Westen und Osten sind gar nicht so verschieden", sagte er. „Überall braucht man Beziehungen, damit etwas funktioniert."

Schließlich gingen wir, die Herzen voller Wärme, die Hände voller Omeletts. Lee hatte alles bezahlt, und die Mutter hatte uns noch mehr mitgegeben.

Der Weg des Dao war wie eine unsichtbare goldene Spur, die in allem und in jedem wirkte, egal woher man kam, welche soziale Stellung man hat oder wie gelehrt man war. Wir wissen als Unwissende. Das Leben überrascht uns, egal was wir glauben zu wissen.

Bleibt alles anders. Das ist der Weg des Dao[1].

Das Lächeln des Universums

Dass ich damals überhaupt nach China reisen durfte, wurde durch einen ungewöhnlichen Mentor möglich: einem chinesischen General, den ich im sanften Sparring ▶

Dr. Lucas Pawlik, Ethikdirektor der Mycoverse Stiftung, ist Wiener Philosoph und autistischer Kybernetiker. Seine lebensverändernde Nahtoderfahrung inspirierte ihn, die transformative Kraft mystischer Erlebnisse in eine transkulturelle Ethik für unser digitales Zeitalter zu überführen. Seine Arbeit entwickelt innovative Brücken zwischen Wissenschaft, Technologie und Spiritualität, um zu zeigen, wie mystische Erfahrungen unser Verständnis von Leben, Frieden und Heilung vertiefen können.
Als Pionier der Bewegungsmeditation und Ethikdirektor erforscht er in seinem Buch „Natürlich Göttlich: die verborgene Realität Mystischer Erfahrung" die Verbindung zwischen körperlicher Praxis und der Funga als ältestem Lebensreich. In einer Synthese von Theorie und Praxis der Erforschung mystischer Erfahrung macht er die zentrale Bedeutung von Pilzen und Bewegung für das Verständnis und die Bewahrung unserer biologischen Existenz zugänglich.

kennenlernte. Statt auf Überlegenheit setzte er auf Zurückhaltung; eine angedeutete Bewegung genügte, um den Ausgang eines Kampfes spürbar zu machen, ohne ihn auszufechten. Seine Technik, geprägt von Jahren in den engen Waggons der Transsibirischen Eisenbahn, war pure Präzision. Später erfuhr ich die Pointe: Der kampferprobte Veteran war zugleich Chemieprofessor – eine Kombination, die ihm internationale Kontakte und mir ein Visum für ein Leistungsstipendium der Universität Wien verschaffte. So kam ich nach China, um den Taoismus in unserer hypermodernen Ära zu erforschen.

Das Schicksal führte mich ins älteste Peking-Opernhaus. Zwischen vergoldeten Schnitzereien und den Echos alter Arien trainierte ich und erkannte, wie die Kunst der Oper – ihre scheinbaren Widersprüche von Chaos und Ordnung – die Essenz des Dao widerspiegelte. Die Bühne war zweigeteilt: unten die irdischen Dramen von Kaisern und Intrigen, oben die Götter und Archetypen. Der Affenkönig Sun Wukong, halb Tier, halb Held, tanzte dort seine zyklische Reise von Rebellion zu Erleuchtung – ein Spiegel meiner eigenen Suche.

Lee und ich haben uns gegenseitig bemerkt, da wir uns täglich in denselben Lieblingslokalen beim Essen begegnet sind. Schließlich haben wir gemeinsam zu Abend gegessen und sind Freunde geworden. Durch ihn hatte ich seinen Mentor, Meister Wang kennengelernt, einen ehemaligen Opernstar, der nun als Mönch im taoistischen Weiße-Wolke-Kloster lebte. Eines Morgens wanderte ich mit ihm durch den Klostergarten, wo die aufgehende Sonne die Dachgiebel vergoldete und Nebel zwischen alten Bäumen hing. Die Stadtgeräusche Pekings waren ein fernes Echo, hier herrschte zeitlose Stille. Meister Wang bewegte sich mit der Anmut seiner Bühnenjahre, seine Hände, einst für Fächer und Schwerter geschult, hielten nun Gebetsketten. Wir setzten uns an einen Teich, in dem Koi-Karpfen träge Kreise zogen. „Meister Wang“, fragte ich, „sollte ich Chinesisch lernen, um das Dao besser zu verstehen?“

Er betrachtete einen Lotos, schwieg, dann brach er in ein melodisches Lachen aus, das durch den Garten hallte. „Was ist so lustig?“, fragte ich verwundert.

Er fing ein fallendes Ginkgoblatt mit einer präzisen Geste auf. „Das ist die Magie des Dao. Alle lachen, aber jeder spielt ein anderes Stück.“ Mit seinem Kalligraphiepinsel zeichnete er „Dao“ auf einen Stein, nur um es gleich wieder wegzuwischen. „Die Gelehrten lachen über die Menschen, die keine Piktogramme lesen. Die Mönche lachen über die Gelehrten, die das Dao in Büchern suchen. Die Weisen lachen über uns Mönche, die sich im Kloster verstecken.“

Er führte eine fließende Bewegung aus, die an seine Rolle als Sun Wukong erinnerte. „Auf der Bühne verstand ich das Dao – im Tanz, im Spiel, nicht in Texten. Das Dao lacht mit uns allen – Gelehrten, Mönchen, Weisen. Wir spielen unsere Rollen, festgelegt und doch frei.“

Eine Tempelglocke läutete, ihr Klang vibrierte durch den Garten. Meister Wang goss uns Jasmintee ein, sein Handeln im perfekten Einklang mit dem Verstummen der Glocke. Ich spürte ein Lachen in mir aufsteigen – grundlos, befreiend. Er nickte, und wir lachten, bis Stille einkehrte. „Siehst du“, sagte er, „alle lachen. Das ist der Weg des Dao.“

Zurück im Wohnzimmer, die Deadline noch im Nacken, fühlte ich eine neue Leichtigkeit. Vielleicht war das Dao kein Ziel, sondern ein Tanz, ein Lächeln über den Witz des Universums – endlich konnte ich mitlachen.

Ciao Miào - Der Weg der Katzen

Die Nachmittagssonne tauchte den Innenhof des Pekinger Opernhauses in goldenes Licht, als ich mit Lee zurückkehrte. Er war ein begabter Opernschüler, dessen Kampfchoreografien selbst die Meister in Staunen versetzten. Auf der Bühne stand Lucy, seine Trainingspartnerin; ihre kleine Gestalt bildete einen Kontrast zu den imposanten Kulissen. Sie winkte mir zu, ihre Augen funkelten vor Neugier.

„Komm rauf!“, rief sie. „Trainier mit uns!“ Als ich die Bühne betrat, kicherte sie hell wie ein Glöckchen und betrachtete meinen rasierten Kopf und den buschigen Bart. „Du siehst aus wie ein Shaolin-Mönch! Spiel einen bärtigen Krieger und kämpfe gegen Lee!“

Ihre Stimme war kindlich, doch ihre Selbstsicherheit und die Tiefe in ihrem Blick ließen mich innehalten. Lee grinste und begann, seine Bewegungen vorzuführen, während Lucy mich mit einem Nicken dirigierte. Nach dem Kampf verschwand Lee, um sich umzuziehen, und Lucy wandte sich mir zu.

„Willst du weiter Erwachsene spielen?“, fragte sie unvermittelt.

„Klar“, antwortete ich, neugierig auf ihre nächste Idee. „Was sollen wir machen?“

„Das ist ganz einfach“, erklärte sie mit der Autorität eines Regisseurs. „Wir finden die spektakulärste Art, uns gegenseitig umzubringen. Das verkauft sich am besten!“

Ich lachte, doch dann erfuhr ich von Lee, dass Lucy erst dreieinhalb Jahre alt war. Dreieinhalb! Der Schock traf mich wie ein dramatischer Gongschlag auf der Opernbühne. Dieses brillante, selbstbewusste Wesen, das wie eine Erwachsene sprach und handelte, war ein Kind – ein Wunderkind, von allen wie eine Erwachsene behandelt, eine faszinierende Mischung aus Unschuld und Reife.

Von da an vertiefte sich unsere Verbindung. Lucy sprach fließend Chinesisch, Englisch und etwas Französisch – Letzteres heimlich von ihrer besten Freundin gelernt, um die chinesische Hälfte ihrer Familie auszutricksen. Doch unser wahrer Zufluchtsort war der Garten des Tempels der Weißen Wolke. Hinter den hohen Mauern, liebevoll gepflegt von schweigenden taoistischen Mönchen, verschwand das Chaos Pekings – hupende Autos, Baustellenlärm, Menschenmassen – und ließ eine Oase der Stille zurück. Niemand konnte uns dort ausspionieren oder beim Training stören. Lucy liebte es, zwischen den Pflanzen Qigong zu üben; ihre



Foto: Consuela Sombra de la Luna mit Pappelblatt; Tanja Zimmermann

Bewegungen waren fließend wie das Wasser, das den Teich speiste. Oft meditierte sie nahe der Quelle, ihre zarten Füße im eiskalten Wasser, während Schmetterlinge sich um sie sammelten. Der Garten wurde unsere Bühne – wir erfanden Theaterstücke, sangen, tanzten, und wenn wir still waren, ließen sich die Schmetterlinge auf unserer Haut nieder.

Eines Tages bemerkte sie mein geschwollenes Auge und den Ausschlag auf meinem Rücken – Geschenke des Pekinger Smogs. „Die Natur heilt", sagte ich. „Ich habe das Waldbaden von japanischen Mönchen gelernt. Bäume waren meine liebsten Trainingspartner, seit ich klein war."

Sie lauschte, ihre Augen groß wie der Teich. „Die ▶

Biosphäre ist der Ring des Lebens um die Erde“, erklärte ich knapp. „Wir sind alle Teil davon.“

„Dann sind wir alle Biosphären!“, rief sie begeistert.

Lucy liebte die labyrinthische Anlage des Tempels, die in den Gärten mündete. Oft sah ich sie Laotse rezitieren, während sie rhythmisch mit den Fußsohlen auf das Teichwasser klatschte. Wir sprachen über die Rhythmen der Natur, wie Menschen Wälder „gehackt“ hatten, um Megastädte und Smog zu schaffen. „Es gibt ein besseres Hacken“, sagte ich. „Etwas radikal verbessern, indem man einen neuen Weg findet.“

„Kann man das mit Familien machen?“, fragte sie entschlossen. „Wenn ich groß bin, will ich vieles anders machen.“

Unser Training übernahm oft Meister Wang, ein ehemaliger Opernstar, nun Mönch im Tempel. Seine Bewegungen waren präzise, seine Hände hielten nun Gebetsketten statt Schwertern. Einmal, als wir nach einer Übung ruhten, sah ich eine Katze durch den Garten schleichen – still, mit weisen Augen, ein Bewohner des Tempels, der uns aus der Ferne musterte. Nach den Einheiten kam Lucys Mutter, und aus ihrem Lächeln schloss ich, dass Meister Wang von Lucys Fortschritten schwärmte. Sie war begierig, aufzutreten – schließlich war sie schon dreieinhalb, ein Alter, in dem man in ihren Augen längst berühmt sein sollte.

Eines Nachmittags saßen wir nach dem Training gemeinsam mit einer Katzenfamilie am Teich des Klostergartens. Ich erzählte ihr von Meister Wangs Angebot, ob ich als Mönch im Tempel leben wollte. Plötzlich wurde Lucy still, ihre Schultern sanken, und ein Ausdruck von Niedergeschlagenheit legte sich über ihr Gesicht, wie ich es noch nie bei ihr gesehen hatte. Sie blickte auf das Wasser, dann zu mir, ihre Augen schwer vor Sorge. „Erwachsene töten sich selbst und die Natur“, sagte sie leise, ihre Stimme zitterte kaum merklich. „Wie wird man erwachsen, ohne dumm zu werden?“

Ich wollte lachen, weil ich mich das schon mein ganzes Leben gefragt hatte, doch die Tiefe ihrer Angst hielt mich zurück. Dieses Kind, so klug, so lernbegierig, erkannte etwas, das sie nicht kontrollieren konnte – eine Zukunft, die auf sie zukam, egal wie viel sie verstand oder plante. Dass sie diese Angst so klar wahrnahm und in Worte fasste, war überwältigend. „Das frage ich mich auch mein Leben lang“, gab ich zu. „Es erinnert mich an Heinz, den besten Erwachsenen, den ich kenne. Er ist fast neunzig Jahre alt und immer noch menschlich wie wir.“

„Erzähl mir!“, bat sie, ihre Augen leuchteten trotz der Schatten darin.

„Kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs kam Heinz nach Amerika“, begann ich. „Er wohnte bei der Familie Schäffer. Deren Tochter Cornelia, siebzehn, lebte zurückgezogen. Sie hatte den Erwachsenen den Krieg erklärt – für sie waren sie Lügner, Schwindler, die den Zweiten Weltkrieg entfesselt hatten. Sie traute niemandem über zwanzig.“

Lucy nickte. „Warum?“

„Sie sah, wie Erwachsene die Welt zerstörten“, sagte ich. „Als Heinz einzog, beobachtete sie ihn durch einen Türspalt. Er sprach kaum Englisch – nur selbst erfundene Wörter. ‚Der kann kein richtiger Erwachsener sein‘, dachte sie. Eines Tages fragte sie: ‚Wie heißt du?‘ – ‚Heinz!‘ – ‚Du kannst kaum Englisch. Komm rein, ich bringe es dir bei.‘ So wurden sie Freunde.“

„Warum war sein schlechtes Englisch ein Zeichen?“, fragte Lucy.

„Es zeigte, dass er nicht verdorben war“, sagte ich. „Heinz sagt, wir sehen uns durch die Augen anderer. Cornelia suchte jemanden, der sie nicht zu dem machte, was sie hasste – eine Erwachsene, die Kriege beginnt und die Natur vergiftet.“

Stille legte sich über den Garten. „妙 (miào)“, sagte Lucy leise.

„Genau! Besser wär’s, wir lernen von Katzen. Die kommen mit ihrer Domestizierung besser zurecht als wir Menschen“, bemerkte ich ironisch.

„Das ist wahr“, sagte Lucy, während sie lachte, ein Hauch ihrer Leichtigkeit kehrte zurück. „Aber 妙 miào ist Schönheit, die man nicht erklären kann – einzigartig und frei. Man kann etwas dafür tun, aber es braucht die Gunst des Schicksals, dass man es erlebt, wie die Freundschaft von Cornelia und Heinz und unsere Freundschaft. 妙 miào ist diese besondere, einzigartige Qualität, aber es stimmt, dass sie eigentlich die Natur einer Katze beschreibt.“

Ich lachte. „Für mich kommt das 妙 von den Katzen! Sie haben neun Leben, gehen ihren eigenen Weg und landen immer auf ihren Füßen.“

„Das ist das Dao der Katze!“, rief sie und schnaubte vor Freude. „Sie bleiben frei und präsent, egal wie alt sie werden. Vielleicht können wir das lernen.“

„Ciao Dào Miào“, sagte sie spielerisch.

„Ciao Dào Miào, Wow!“, antwortete ich mit einer Verbeugung.

Wir gingen zurück in den Garten, und da waren sie – die Katzen des Tempels, die sich in der Sonne streckten. Meister Wang trat hinzu. „Lucy ist bereit für die Bühne“, sagte er. Doch ich wusste, sie wollte mehr als Applaus. Ihre Frage trieb sie – und mich. „Vielleicht“, sagte ich, „ist das Dao der Katze die Antwort. Sie leben mit Erwachsenen, ohne ihre Freiheit zu verlieren.“

Lucy lächelte. „Dann folgen wir dem Dao Miao. Wir lernen von den Katzen, wie man Mensch bleibt.“

„Dao Miao. Da bin ich gespannt, wer wir werden, wenn wir Menschen bleiben?“

„Erwachsen werden, ein gefährliches Abenteuer!“, sprach Lucy, kicherte, kraulte den Kopf der Mamakatze, die sich an sie schmiegte, und deutete auf drei Katzenkinder, die einen Schmetterling beobachteten.

„Wie das wohl ausgeht für den Schmetterling?“, fragte ich und dachte an Chuang-Tse, der einst träumte, dass er ein Schmetterling war.

1) „道dào可kě道dào，非fēi常cháng(恒héng)道dào:
Was den Weg betrifft, so ist der Weg,
der ausgesprochen werden kann,
nicht der beständige Weg.“ (Lao-Tzu 1989: 188)

Der Duft der Gräser in der Sonne

Der Duft der Gräser in der Sonne
Dies Tal
Es hat´s mir angetan
Der Fluss
Der eben erst erwachte
Fließt, funkelt schneller als das Lächeln
Am sanft gewundenen Eisesrand

Das sanfte Plätschern kleiner Wellen
Die hurtig strömend überspringen
Was Fels und Baum
Als Bein gestellt
Sie singen von des Frühlings warmen Klängen
In diesem Tal der Frohgeburt

Die große Zahl der Wegbegleiter
Erbötig krumm und wild im Wuchs
Sie alle wissen um die Mühen
Als einst der Bach sein Bette schuf
Und freuen sich trotz krauser Miene
Dass er das Eis auch heuer brach

Der stolze Baum am Talesrande
Weiß um den eigenen harzgen Duft sehr wohl
Doch wird es ihn gar sicher kränken
Lichtflämmchen unterm Sonnenglas zu sein
Von Wellenberg zu Wellenberg zu tanzen
Und leisem Wasserpochen zuzuhören
Eins mit den silbernen Kristallen
Die Perlen gleich im Strom vergehen

Vernimm den Ruf der Vögel in den Wolken
Dies Tal
Es hat´s mir angetan
Der Fluss
Der eben erst erwachte
Verlässt mich
An der dritten Biegung er entschwand

Doch gab er mir mit leisem Gurgeln
Des Weisen Rat
In dieser drängend Stund
Und dankbar hört ich zu
Und nahm ihn an
Aus seinem Eisesmund

Christian Reiter

Christian Reiter studierte Geschichte und Politikwissenschaft an der Universität Wien sowie Politische Bildung und Geschichtswissenschaften an der Johannes Kepler Universität Linz. Er arbeitet als Historiker in Linz. Die Schreibwerkstatt von Erich Wimmer besuchte er in den Jahren 2023 und 2024. Reisen nach Indien dienen ebenso als Inspirationsquelle für Gedichte und Erzählungen wie Studienaufenthalte in Berlin, Dresden und Leipzig. Neue Kurzgeschichten erwachsen aus den skurrilen Widersprüchen des alltäglichen Stadt- und Landlebens in Urfahr und Umgebung.

versunkene Stadt atmet Gegenwart in mit Olivenbäumen gesegnetem Land

Über der Vergangenheit
der Tempel, Stadien, Arenen, Schatzhäuser
der festen Säulen beim Tempel der Athene
ein kühler Wind
der wild gegen schroffes Parnass - Gebirge pfeift
alter Pilgerpfad, der die Jahrhunderte überdauert
beinahe unbemerkt
während die Stadt, Delphi,
halb aufgerichtet mit steinernen Fragmenten
den Himmel grüßt
halb verborgen in feuchter griechischer Erde ruht.
Hoch über dem kleinen, vergessenen Dorf Chrisso
Zeuge der Jahrtausende
der große Adler mit den weißen Flügelspitzen
kreisend im Sonnenlicht
kreisend, kreisend, kreisend
ein Gruß der anderen Welt
fliegt er zurück nach Delphi
in den archaischen Sound der Berge, der Höhlen
der reinigenden kastalischen Quellen.

Abenteuer zwischen Stadt und Land
Träumen im alten Hafen Kirra
Glitzern im ewigen Blues der Zeit.

Michael Benaglio

Kranke Stadt

Traurig stehen die Häuser
im Schleier des Regens,
dass sich das Herz
gleich einem Todgeweihten
fallen lässt
die weißen Tauben auf den Dächern,
ob einer sie rief
als Lichter rief, und sie kamen?

Einst lief ich barfuß durch taunasses Gras,
Gefährtin unter Gefährten,
doch nun hält die Stadt mich gefangen,
sperren Mauern den Blick,
und der Duft von Wiesen und Wald
ist nur noch Erinnerung.
Lasst mich träumen, dass der pflasterharte Tritt
nicht die Seele mir töte.

Ilse Victoria Bösze

Ilse Viktoria Bösze
geb. 1942 in Wien; VS, HS, Einj. HHS, HASCH, Staatl. Stenotypieprürung. Kinder- und Jugendromane, Bilderbuchgeschichten, Kurzgeschichten in Anthologien und geschichtenbox.com, Gedichte.

Kaffeehauskultur ade?

Manfred Stangl

Die feinste Seite, die eine Stadt zu bieten hat, sind ihre Kaffeehäuser, und ganz bestimmt gilt das für Wien.

2016 erschien im Backpapier Verlag ein kleines Büchlein, verfasst von Michael Benaglio, zu dem auch ich einen Beitrag leisten konnte: „Blumen der Boheme“, in dem dutzende Kaffeehäuser vorgestellt wurden. Die Liebeserklärung ans Kaffeehaus wird durch zahlreiche Fotos und Bilder bunt illustriert, und kann mit Fug und Recht als farbiger Reigen der Wiener Kaffeehausszene gelesen werden (wobei auch San Franciscos Hippieszene gehuldigt wird). Das Wiener Kaffeehaus steht unter dem Status des immateriellen Weltkulturerbes, damit bietet das Büchlein eine schätzenswerte Ergänzung bzw. gar Einführung in diverse Literaturszenen.

Die Kaffeehausliteratur stellt in der Literaturgeschichte fast eine eigene Literaturgattung dar. Und heute noch sind die Kaffeehäuser nicht nur Anlaufstelle von Dichtern, sondern präsentieren in guter alter Tradition auf ihren Kleinbühnen die eine oder andere Theateruraufführung.

Traurig stimmt heute allerdings die Lektüre der Solidaritätsbekundung Michael Benaglios fürs Amerlinghaus. Gegründet als alternatives Szenelokal, das nun auch etliche Sozialprojekte beherbergt, dem Abriss entrissen. Benaglio zeichnet die Entstehungsgeschichte des Kulturzentrums nach, nicht ohne auf die schon vor 10 Jahren nicht mehr ganz so sozialen Preise hinzuweisen (die heutzutage sich trotzdem wie Menüsonderangebote lesen). In der Mitte des Komplexes hat sich im Hof ein Gastgarten etabliert, der im Sommer vor Studentinnen und Studenten überquillt. Der gesamte Spittelberg könnte ebenfalls als „In-Meile“ apostrophiert werden. Im Sommer ist Wien schön. (Außer, was die Einschränkungen bei den öffentlichen Verkehrsmitteln betrifft, sowie die zunehmenden Tropennächte.)

„Die Tradition der Wiener Kaffeehauskultur ist durch eine ganz spezielle Atmosphäre geprägt. Typisch für ein Wiener Kaffeehaus sind Marmortischchen, auf denen der Kaffee serviert wird, Thonetstühle, Logen, Zeitungstischchen und Details der Innenausstattung im Stil des Historismus. Die Kaffeehäuser sind ein Ort, in dem Zeit und Raum konsumiert werden, aber nur der Kaffee auf der Rechnung steht.“

Derartig Wundervolles steht auf der Website der UNESCO, das Weltkulturerbe feiernd.

Zeitungstischchen findet man im Amerlinghaus allerdings schon seit einigen Jahren nicht mehr. War früher die Theke fast überbordend mit Magazinen, Zeitschriften, Tageszeitungen bedeckt, erklärte mir der Kellner, dass der neue Besitzer nun (es war nach Corona, entsinne ich mich), auf das Auflegen diverser Publikationen verzichte, die Jungen starrten ohnehin lieber in ihre Smartphones. Außerdem gibt es ein Bücherbrett, wo ich das Pappelblatt (das aufzulegen speziell im Amerlinghaus angebracht scheint) hinstellen könnte. Nun – das tue ich mittlerweile seit einigen Jahren, auch einige Exemplare der edition sonne und mond gesellen sich dazu, zumal sonst kaum Bücher, und schon gar keine anderen Zeitschriften aufscheinen. Ich halte es für eine Schande, dass ein Lokal, das von dem künstlerisch-alternativen Image profitierte und profitiert, im Gastraum nicht einmal gratis eine Literaturzeitschrift aufliegen lässt.

Ähnlich bestürzte mich der Umstand, dass das WUK, seines Zeichens nach ebenfalls als alternativer Veranstaltungsort, dem reichen Bürgertum entrissen, nun ebenso wenig Zeitschriften auflegen lässt. Die Kellnerin erklärte, im Sommer säßen sowieso alle draußen, und im Winter sei halt jetzt – nach dem Umbau – kein Platz dafür vorgesehen. Fast ein wenig melancholisch erinnere ich mich ans breite Klavier, auf dem diverse Flyer verschiedenster Kulturprojekte und in schöner Regelmäßigkeit neben allerhand Zeitungen auch das Pappelblatt auflag. Dass eine einst alternative Kulturinstitution nun keine Prospekte anderer Veranstalter und desgleichen keine Literaturzeitschrift aufliegen hat, empfinde ich ebenso schändlich wie das Gebaren im Amerlinghaus. Was das Café Leopold im Museumsquartier betrifft, mag man zum Schluss kommen, dass private Kaffeehausbetreiber sich ja aussuchen können, was sie auflegen lassen – allerdings steht das Café über dem Leopoldmuseum ja auch für typisch österreichische Kunst, und sollte eigentlich diverse Publikationen anzubieten haben. Ich telefonierte zugegebenermaßen nicht mit dem Besitzer, wie mir die KellnerInnen rieten, bin ja kein Journalist, und habe auch nicht die Zeit, bei all den hunderten Orten, an denen das Pappelblatt aufliegt, langwierige Recherchen zu tätigen, warum ein Kaffeehauseigner sich weigert, Literatur oder Kunst öffentlich zugänglich zu machen. Was mich übrigens ebenso im Kunsthaus bei der Station Karlsplatz ärgert; da konnte man bis vor einem Jahr auch im Café das Pappelblatt zeigen – überdies fand ich immer wieder die eine oder andere interessante Zeitschrift, in die ich hineinblätterte. Seit dem Umbau liegt im Kunsthaus nun jedenfalls im Café ebenfalls keine Kunst, bzw. Literatur mehr auf. Auf einem Kasten beim Eingang lassen sich zwar Flyer platzieren, und auch das Pappelblatt hinstellen, aber in der Gastlichkeit



Mayer-Baldasseroni

des Caféhauses in einer Literaturzeitschrift zu blättern, wird jedenfalls erschwert. Im WUK ganz verunmöglicht, weil ja dort gar kein Auflege-Ort vorzufinden ist. (Im Amerling wenigstens im Durchgang liegt/hängt eine breite Palette an Ankündigungen aus.)

Schlimm außerdem, dass die Zahl der Kaffeehäuser, an der das potentiell möglich wäre, sukzessive sinkt. Am Franziskanerplatz gab es ein nettes Kaffeehaus, dieses wich einem italienischen Speiselokal. Über das Verschwinden des renommierten Cafés Griensteidl wurde wenigstens öffentlich lamentiert (und in den Blumen der Boheme lebt es weiter, mitsamt einer Galerie ▶

Elmar Mayer-Baldasseroni:
Geboren und aufgewachsen in der Obersteiermark (Jahrgang 1977), interdisziplinäre Promotion in Genetik und Bioethik 2005 (Uni Wien). Laufende literarische Publikationen, u. a. der Debutroman ‚Die Hinrichtung' (Sisyphus, 2013), von FM4 als ‚Buch des Jahres' tituliert. Mitglied der GAV, diverse Stipendien, Artist residencies sowie Ausstellungen als bildender Künstler.

Thonetstühlen). In Hietzing verschwanden zwei schöne, wenn auch wirklich wenig besuchte Cafés, das eine (über dem „Reigen“) in hervorragender Lage nun durch ein McDonalds Café ersetzt! Ich denke, die Stadtväter und -mütter müssten ihr Augenmerk darauf legen, dass Wien nicht auf falsche Weise internationalisiert wird. Zwischen Schottentor (im Sinne des Artikels: dem Café Diglas im Schottenstift) und dem Café Landtmann existierten 2 Kaffeehäuser / Speiselokale (wobei das eine vegetarische Gerichte anbot), die schlossen, bzw. nun zum Fast Veggie Burger Imbiss abgestuft wurden. Vegane Burgerbuden, welche die Stadt überschwemmen, florieren, in denen meist junge Kundschaft, „keine Zeit konsumieren“ darf, sondern schnell das scheinbar gesunde Essen hinunterschlingen soll, um dem nächsten Kunden Platz zu machen – Lesen keine Option. Solch Zeitgeist mag auch die traditionellen Kulturhäuser durchdringen, ist allerdings sicher nicht mit der Idee des immateriellen Kulturerbes vereinbar. Wer in sein Smartphone stiert, bekommt übrigens durch den Algorithmus bloß allzu Bekanntes vorgeschlagen, findet nicht völlig anderes, oder gar Unbekanntes, auch nicht die Literaturzeitschrift Pappelblatt.

Desgleichen greift diese Unart in etlichen Städten um sich, an Kulturorten keine anderen Flyer, Prospekte, Werbemittel auflegen zu können, als die hauseigenen. Das Mattersburger Literaturhaus ist solch Beispiel, wo nicht einmal im Kaffeehaus Zeitschriften aufgelegt werden können. Wahrer Brutalismus. In Eisenstadt verschwand des Café Freuraum, das gar einen eigenen „Büchertisch“ besaß. Um das Café im Erzherzog Johann in Graz, das kürzlich schloss, wird es ewig schad sein...

Am Naschmarkt verschwanden das Sopherl und auch die Gräfin – ebenfalls herbe Verluste für die Wiener Kaffeehausszene.

Beim Drechsler an der Wienzeile, das nach der neuerlichen Umgestaltung wieder alten Flair ausstrahlt, ist fraglich, ob das Pappelblatt wirklich zu lesen ist, oder schnell von den Angestellten entsorgt wird; und im neuen Theater Café, einst ja reich mit Zeitungen bestückt, ist abzuwarten, ob sich Wiener Kaffeehauskultur einstellt.

Mag sein, dass kommerzielle Interessen eine zunehmende Rolle spielen, da es generell (auch wegen der gestiegenen Preise) schwieriger wird, ein Lokal zu betreiben, bzw. genügend Gäste anzulocken, aber die Verflachung des Niveaus durch den eitlen Ansatz, nichts Hausfremdes herzeigen zu lassen, ist gelinde gesagt ein Witz, und einer Kulturstadt, bzw. -nation unwürdig. Es gäbe aus meiner Sicht noch dutzende weitere negative Bespiele aufzulisten, aber ebenso positive, und jeder Kaffeehausbetreiber, der sich zu Unrecht beschuldigt fühlt, kann jederzeit damit rechnen, positive Erwähnung zu finden, ändert er sein Gebaren. Was auch dem gesamten Museumsquartier gut anstehen würde – verklagte es gar den Zetteldichter Helmut Seethaler dafür, dass er seine Zettelpoeme an ihren Plätzen anbrachte – ja wo soll ein Zetteldichter sonst hin mit seinen Werken? Da das Architekturkaffee im MuQua geschlossen hat, das Leopold – wie übrigens auch das Kinder-Café nichts auflegen lassen, soll dieser Beitrag ein Aufruf sein, speziell als Kunst- und Kulturort kunstfreundlicher zu agieren.

Beim Kaffeehaus der Albertina hat man sogar das Gefühl, bei den Hofschranzen des Kaisers höchstpersönlich den Diener machen zu müssen, um dann doch nur eine Abfuhr zu ergattern.

Glücklicherweise öffnete das Westend wieder; ich hoffe, in der Florianigasse wird das mondäne Floriani wieder viele, viele Zeitschriften den Lesern zur Konsumation anbieten.

Positives bezüglich der Kunstgesinnung ließe sich, wie erwähnt, seitenlang aufzählen, da ich aber viele andere Cafés vernachlässigen müsste, (wie gesagt, es sind hunderte Orte, an denen das Pappelblatt aufliegt) muss ich mir diese Auflistung an typischen Kaffeehäusern und wohlgesinnten Kultur Cafés aufsparen.

Jedoch drängt es mich, wenigstens einige weitere der aus unterschiedlichsten Gründen bemerkenswertesten Kaffeehäuser Wiens hier zu nennen: Café Museum, Sperl, Hawelka, Engländer, Altwien, Mozart, Sacher, Tirolerhof, Gschamster Diener, Prückel, Central, Mocca bei der S 45, Stein, Votiv und Einstein in der Uni-Gegend, Diglas in der Wollzeile, Dommayer in Hietzing, Café des Parkhotels Schönbrunn, Eiles, Jelinek, Ritter, Schwarzenberg, Kafka, Raimund am Volkstheater, Freud in der na-klar: Berggasse, das franz. Café La Mercerie, (das seinem Namen Ehre macht, Geschäft geht vor Kultur) im ansonsten zauberhaften Servitenviertel; Café Harvest am Karmeliterplatz, Tunnel, Merkur in der Florianigasse, das phil neben dem Sperl, in dem auch eine Bücherei untergebracht ist, das Schopenhauer im 18ten, das ebenfalls eine Bücherei beherbergt. In Baden bei Wien besticht das monumentale Café Central (hier mit Foto gezeigt). In Graz liegen auf einem schwarzen Klavier Flyer, Zeitschriften, das Pappelblatt in der Eschenlaube auf; als Kaffeehäuser stechen das Kaiserfeld und das Opernkaffee sowie das Café König gegenüber vom Kastner hervor. Das Kunsthauskaffee ist immer gut besucht, manchmal so gut, dass Zeitschriften und Flyer, die an der Fenstertheke liegen „in den Keller geräumt werden müssen“. Und „auch nicht alles da aufgelegt werden darf“. Bedenklich finde ich zudem, dass im raumschiffgleichen Kunsthaus selbst strengstens darüber gewacht wird, ja nichts Eigenkunstfremdes aufliegen zu haben.

Trotzdem soll dieser Beitrag über die Kaffeehauskultur freudvoll enden: in keinem andern Land als in Österreich wäre es sinnvoll, eine Literaturzeitschrift öffentlich zu verteilen (dank der Subventionen von Stadt Wien und Bund) und so Gegenwartsliteratur unmittelbar unter die Menschen zu bringen als in Österreich, speziell in Wien mit seinen traumhaften, opulenten und unzählbaren Kaffeehäusern.

auf einen kurzen besuch
zurück im vergessenen land
zwischen den bergen
aus dem früher die kinder kamen
die knechte und mägde
die auswanderer die kriminellen
das kanonenfutter
all die viel zu vielen.
noch steckt ihr schweiß in den kirchenbänken
ihre vulgonamen findet man noch auf grabsteinen
und auf wanderkarten
aber die höfe von denen sie kamen
gibt es nicht mehr.
das was wir fortschritt nennen
hat alles verschlungen
und einen coolen abenteuerpark hervorgewürgt
für den neuen menschenschlag.

bei jedem alten haus
bei bauernhöfen sowieso
gab es
und gibt es noch manchmal
diese schönen kinderplätzchen
die zum spielen wie geschaffen sind:
an einer sonnigen bretterwand etwa
oder hinter ein paar büschen verborgen
eine kleine senke im südhang
ein liegender baumast
ein bächlein ein felsblock
ein kletterbaum ...
ich bin jetzt alt
und man würde glauben
von kinderspielen ziemlich weit entfernt.
aber nein
die schönen plätzchen zum spielen
die erkenne ich noch immer
und sofort.

wir müssen durch
zwischen den gitterstäben
den masten den abschussrampen den
brückenpfeilern
zwischen den digitalen zeitbomben
durchbrechen durch betondecken
durch das sicherheitsglas der macht
wir müssen durch
zu dem was uns zukommt
wir müssen durch zu uns selbst
zu uns als menschen
als kinder die geliebt wurden
denen man vermacht hat
ein schönes land mit fruchtbarer erde.
wir müssen durch die verblendungen
die überspiegelungen die bunten fassaden
die schminke und die auftritte
überall durch
bis wir dastehen
einer neben dem anderen
und uns in die augen schauen
nein durch die augen
bis in die seelen
und uns lachend begrüßen.

oft gingen wir
von einem hof zum anderen
oft durch große wälder
auf steigen die kaum den boden ritzten
aber wir gingen und gingen
und kamen an.
oft querten wir dörfer
oft gingen wir daran vorbei
oft kamen wir gar nicht ins tal.
wie klein wir auch waren
und wie müde
wir kamen an
und kamen zurück.

noch liegt der garten im dunkel.
nur die konturen des holunders und der elsbeere
zeichnen sich in den morgenhimmel.
noch nicht mal ein einziger vogel singt.
ich sitze auf den terrassenstufen
atemlos vor erwartung
denn in ein paar augenblicken
werde ich zeuge eines schöpfungsaktes
in dem alle farben aufblitzen
im ersten sonnenlicht
und tausend vogelstimmen aus den büschen
brechen
in dem das leben explodiert.
ich brauche da gar nichts zu tun
nur zuzuschauen und alles aufzunehmen
und schon bin ich ein neuer mensch.

das kleine alte gelbe haus
mit den großen fenstern
dort am fluss im wiesengras.
ich komme daran nicht vorbei
und ginge doch nicht mehr hinein.
nun steht es halbverfallen da
verständnislos betroffen wie ein alter mann
und keine menschen mehr darin
kein feuer mehr
in keinem herd.

es ist unser haus
unseres
wie keines sonstwo auf der welt
obwohl es nur gemietet war.
es ist unser haus so sehr
und kinderaugen schauen aus den fenstern
und kinderstimmen füllen raum um raum
und kinder atmen schlafend in den träumen.
es ist das gute alte haus der kindheit
unserer kinder.
ich glaube irgendwo
in irgendeiner ecke liegt ein kleines spielzeug noch
und leise hört man noch den nachklang eines
großen märchens.

ꕥ

ich bin wieder da
und die häuser in meiner straße
scheint mir
weichen ein bisschen zurück.
keiner kennt mich mehr.
aber ich
ich kenne all die wege
ich kenne das haus.
ich kenne mich aus.
und doch: vieles ist neu
zu vieles
die geschäfte die einbahnstraße
das parkverbot die fast-food-shops
ja selbst die sprache der menschen.
aber ich bin da
wiedergekommen wie neu geboren
und es wäre mir ein leichtes
durch die tür zu gehen
die stiegen hinauf ...
aber ich bin ja da.
so oder so.

ꕥ

oft ist es nur ein stehenbleiben
ein zurseiteblicken
oder ein paar schritte ab
über einen holzsteg vielleicht
über ein bächlein
unter ein paar erlen duch:
und schon bist du gerettet.
schon fallen ab neon und glänzender stahl
glas und asphalt
schon wird es ruhig
und das pastell des abends hüllt dich ein
und schützt dich
und du hörst den wind im laub
und bist wieder du.

ꕥ

irgendwo durchschlüpfen
durch gestrüpp
oder eine felsenenge
und irgendwo anders herauskommen:
der zauber zweier welten
hierhin und dorthin
durch eine kleine dunkelheit
und dann in einem neuen licht
das macht ein spielendes kind
zu einem mächtigen wesen.

ꕥ

vorbei an häusern
deren erbauer wir nicht kennen
vorbei an bibliotheken wo niemand mehr liest
quer über uralte wege
unter bäumen durch die andere zeiten sahen
über feldraine wo sie beisammen saßen
die alten die fremdgewordenen
vorbei an den quellen
die die damals fassten
vorbei an vermauerten gängen ...
vieles ist uns hinterlassen worden
was gut für uns gemeint war
und uns wege weisen hätte können
weit voraus
aber wir haben es gründlich verdrängt und
vergessen
unser übermut hat es zerlacht
und unsere arroganz hat es ins nichts gedrängt.
wir haben die hände ausgeschlagen
die uns führen wollten
wir wollten nur wissen das glänzte
das bunt verpackt war
und clean und elektronisch
und immer wieder
immer wieder neu.
ja - und da sind wir jetzt
so wie wir sind
so wie es eben ist...

ꕥ

wolkenkuckucksheim 17
das ist meine adresse.
wolkenüberflogen vogelbeflogen
halb noch welt
und halb schon himmel
lichtübergossen lichtdurchflossen
behangen mit wilden gärten
mit pflanzen zauberfremdvertraut
und bäumen in denen die zeit
sich nester baut
und einem brunnen
wo tiefe wahrheit wohnt.
wer mich besuchen will
muss sich durch sieben träume träumen

und langsam sich nähern
in gedankenschritten
mit einem kind an der hand
singend spielend lachend.

draußen am bach bei den weiden
da fällt die sonne so schräg
und wolken werfen keine schatten.
eine krähe krächzt im geäst
die wildenten kennen dich.
am bach draußen
an den weidenstämmen
verfängt sich die welt
und nimmt sich zeit zu trödeln.
dort brauchst du gar nichts tun.
dort bist du.

die bachkeuschen:
zwischen schattenhang und bach
das geduckte gestreckte häuschen
mit der geflickten dachpappe
dem kaputten kamin
mit anbauten nur gebückt zu betreten
für ziegen und hasen
daneben ein schöner kleiner garten
eine kleine bachwiese
mit trollblumen im frühling.
glücksjahre mit den kindern
ein bub und ein mädchen
der vater macht überstunden
im holzschlag
das geld reicht für kleider
und kino einmal im monat
ein moped.
mit fünfzehn ist das mädchen mutter
kinderwagen vor dem haus
windeln auf der leine
großelternglück.
der bub ein schlosserlehrling
mag plötzlich nicht mehr
die musik und was noch alles
ziehen ihn in die stadt
gerüchte bleiben.
das mädchen ist wieder schwanger
ein anderer vater.
als sie wegzieht mit den kindern
spielen die alten
noch ein weilchen
mit den jungen ziegen
den kleinen hasen
flicken das dach
reparieren den zaun
sitzen auf der kleinen bank neben der haustür
warten auf besuch
später bleiben sie im haus.
irgendwann hängt keine wäsche mehr
der garten verwildert
die tiere sind tot
im gasthaus rätseln sie herum
wie viele jahre es eigentlich schon her ist
dass die bachkeuschen leer steht.

Peter Sonnbichler

Peter Sonnbichler
In den Bergen geboren. In den Hügeln aufgewachsen mit Geschwistern und Tieren. Getragen von der Welle der sechziger und siebziger Jahre. Fernweh und Heimweh. Deutsch und Englisch als Studium und Beruf. Familie und Garten. Und Schreiben natürlich. „Wirf deine Krücke ins Abendrot", 2020 edition sonne und mond.
„Wir Schurken", 2022. „Die Freude am Wachsen des Grases" – Lyrik, 2023

Vogelstimmen

Zipzipzipzip (Buchfink)
Ja, da macht man etwas mit!
Wenn die Leute ohne Grips,
seltsam durch die Wälder latschen,
weil sie haben alle Patschen.
Die sie tragen auf den Füß,
doch mein Weibchen, das ist süß!

Tütütütü (Grünfink)
Ja, das macht mir gar viel Müh,
ohne TA das Nest zu finden
und für Frau Fink ganz schön zu klingen.
Doch mit TA würd sie sich schrecken,
der Einsatzlaut soll niemand necken.

Zizipelzizipel (Blaumeise)
Zizipel, siehst mi net?
Bin ich doch so wunderbar,
ganz natürlich schön sogar!
Ohne Creme und ohne Spritze
sing ich von der höchsten Spitze!
Sing bis in den Sommer hin,
wo ich voll Lust und Freude bin!

Witwitwit (Stieglitz)
Witwitwit,
so pfeif ich flott mein schönstes Lied!
Nicht hoch, nicht tief, so mittendrin,
dem Waldeschor bin ich Gewinn!

Judit (Kohlmeise)
Die Damen alle Judit heißen,
die Männchen alle Judit preisen!
So singt denn jeder Meisenmann
Judit, so laut er eben kann.

Sonja Henisch

Tagebuch eines Vollzeit-genervten

Christian Knieps

Christian Knieps, geb. 1980, lebt und arbeitet in Bonn, schreibt Romane, Theaterstücke, Novellen und Kurzgeschichten. Zuletzt: Chaos:Vater. Mehr Infos zu den Veröffentlichungen auf christianknieps.net.

Als meine Eltern in den Urlaub fahren wollten und sie das Wort Sommerfrische fallen ließen, dachte ich an Strand und eine frische Brise und entschied, mit ihnen zu fahren, obwohl ich auch die Chance hatte, zu Hause zu bleiben. Es ist meinem Alter von 16 Jahren geschuldet, dass ich versuche, mich so wenig wie möglich mit meinen Eltern abzustimmen, da mir die lieb gewonnenen Freiheiten sehr wichtig sind. Daraus ergab sich, dass ich Sommerfrische falsch interpretierte und davon ausging, dass wir an einen Strand fahren würden, doch als wir uns auf dem Weg befanden und ich realisierte, dass das Navigationsgerät uns direkt in die Berge nach Österreich führte, schwante mir Übles. Doch ich hätte nie erahnen können, wie übel es werden würde, denn als wir ankamen, stellte ich fest, dass wir keinerlei Internet vor Ort besaßen – weder über kabelgebundenes WLAN noch über eine ausreichende Datenverbindung via Satellit oder Funk. Wir waren astrein von der Außenwelt abgeschnitten, und mir wurde langsam klar, dass ich weder die richtige Kleidung für die zwei Wochen eingepackt hatte noch einen Plan, was ich die ganze Zeit über machen wollte, um nicht vollständig abgefuckt zu sein. In der Überzeugung, dass wir nicht in die Berge, sondern an den Strand wollten, hatte ich vor allem dünne, kurze Klamotten eingepackt und war mir sicher, dass ich, am Strand liegend, die Brise und die Sonne genießen würde, doch es sollte ein Horrortrip am A-Punkt der Welt werden. Am ersten Tag nahm ich das Ganze noch mit einer Portion Humor, doch schon am zweiten Tag wachte ich mit knallenden Kopfschmerzen auf und war mir sicher, dass ich niemals wieder lebend nach Hause finden würde.

Ich verweigerte mich der ersten und der zweiten Wanderung an den folgenden Tagen und gammelte ohne Ziel und Verstand zuhause herum, tigerte durch die Wohnung und suchte nach einer Beschäftigung, doch mir wollte partout keine einfallen. Dem Kontakt zur Außenwelt beraubt, fiel mir nichts Sinnvolles ein, sodass ich am vierten Tag notgedrungen mit meinen Eltern auf eine Wanderung ging, in der Hoffnung, dass ich irgendwo einen Fetzen mobiles Internet finden würde, doch als ich diesen Fetzen endlich auf meinem Display in Form eines zarten Balkens zu sehen bekam, wurde mir schlagartig klar, dass mein Handyvertrag nicht für das EU-Ausland freigeschaltet war. In meiner Verzweiflung versuchte ich noch, über die App meines Anbieters die Freischaltung zu erwirken, doch die minimalistische Verbindung reichte nicht mal aus, um die App sauber mit dem Server zu verbinden, geschweige denn, irgendetwas zu ändern. Somit war ich auch meiner letzten Hoffnung beraubt, innerhalb des Urlaubs noch irgendwie mit der Außenwelt in Kontakt zu treten. Als wir am Ende des Tages nach Hause kamen, verkroch ich mich umgehend in mein Zimmer, und meine Eltern waren feinfühlig genug, um zu verstehen, dass ich diese tiefe Kurzdepression mit mir selber ausmachen musste, denn alles, was sie mir in diesem Moment gesagt hätten, wäre zu einer weiteren Vollkatastrophe ausgeartet. Ich weiß nicht, ob jemals jemand in der Weltgeschichte in meinem Alter mit einer solchen Langeweile konfrontiert war, doch mir ging es, als würde die Welt absichtlich stehenbleiben, und wenn ich den Sekundenzeiger auf der Uhr beobachtete, wie er vor sich herkroch, hatte ich das Gefühl, in meinem Geist auch die Hundertstelsekunden mitzählen zu können. Mir war so langweilig, dass ich sogar vergaß, mein Handy zu laden, das mir sowieso nichts brachte, und ich tigerte wieder durch das Haus, in der Hoffnung, dass irgendein Geistesblitz mir half, diese Zeit zu überstehen. Als ich zum Abendessen gerufen wurde, sagte ich meiner Mutter, dass ich keinen Hunger hätte, doch sie nötigte mich, wenigstens eine Kleinigkeit zu mir zu nehmen, und während ich lustlos auf einem Schinkenbrot vor mich herkaute, entdeckte ich an der Seite der Küche, auf einem Regalboden dahinschimmelnd, einen Schreibblock und entschied mich spontan, dieses Tagebuch eines Vollzeitgenervten anzufangen.

Ganz im Ernst! Welcher im Kopf nicht ganz sauber tikkende Schwachmat hat sich das mit der Sommerfrische ausgedacht! Ich vermute, wenn Google funktionieren würde, würde ich herausfinden, dass irgendein Schlaumeier vor ein paar hundert Jahren auf die grandiose Idee kam, Kinder mit ihren Eltern in einen langweiligen Urlaub zu zwingen und diesen Sinnlostrip mit dem tollen Wort Sommerfrische aufpeppen zu wollen! Ich bin der festen Überzeugung, dass dieses Köderwort – denn anders kann man dieses Wort nicht beschreiben – in der heutigen Zeit im Strafgesetzbuch unter Kindesmisshandlung steht, denn anders kann ich mir kaum vorstellen, wie das heute gesehen wird! Wie kommen Eltern eigentlich auf die absurde Idee, dass Jugendliche in meinem Alter Bock haben, auf einer rustikalen Almhütte den ganzen Tag ohne Internet und nur mit frischer Luft zu verbringen? Erfüllt es nicht den Tatbestand der Kindeswohlgefährdung, wenn Eltern ihre Kinder nötigen, über mehrere Wochen abgeschnitten von der Gesellschaft und dabei jeglicher Kommunikationsmittel beraubt zu sein, um sich auf sich selbst zu konzentrieren? Wo kämen wir denn hin, wenn das rechtmäßig wäre?! Ich bin der festen Überzeugung, dass wir um mehrere Jahrhunderte

zurückgeworfen werden würden, wenn die Eltern ernsthaft diese Strategie weiterbetreiben dürften! Gibt es kein verbrieftes Recht auf elementare Kommunikation, das ich besitze? Rechnen wir mal nach! 2 von 52 Wochen sind knapp 4 % an Jahreslebenszeit – und da ist die Fahrzeit großzügig rausgerechnet! Stellen Sie sich einfach mal vor, Sie wären 4 % weniger informiert! Das klingt im ersten Moment gar nicht viel, doch wissen Sie eigentlich, wie viel 4 % an Informationsverlust wirklich bedeuten? Das kann in ganz vielen Dimensionen dazu führen, dass man raus ist, denn diese 4 % sind ja nicht verteilt auf ein Jahr, sondern massiert in zwei Wochen. Das bedeutet, wenn in diesen zwei Wochen elementare Dinge in meiner Umwelt passieren, von denen ich nichts mitbekomme und gegen die ich nichts unternehmen kann, sollten sie mich betreffen, wachsen diese 4 % schnell auf einen Einflussfaktor heran, der mein ganzes zukünftiges Leben verändern kann. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Angenommen, ich wäre in einer Beziehung – und entweder wäre diese Beziehung noch in der rosaroten Anfangszeit oder vielleicht in einer kurz kriselnden Zeit – dann könnte es sein, dass die 4 % dazu führen, dass die Beziehung scheitert und mein ganzes Leben eine andere Richtung erhält! Wer würde für diese elementare Veränderung meines Lebens die Verantwortung übernehmen? Meine Eltern? Ha! Sicher nicht derjenige, der uns das Haus vermietet hat, in dem es kein Internet gibt? Sicherlich ist das in den AGBs ausgeschlossen! Derjenige, der vor hunderten Jahren das beknackte Wort der Sommerfrische erfunden hat? Sie wissen, worauf das hinausläuft! Meine Rechte werden mit Füßen getreten, es scheint allen egal zu sein, was mit meinem Leben passiert, auch wenn es am Ende nur 4 % meiner Jahreslebenszeit sind! Frische hin oder her – da verbringe ich den Sommer doch viel lieber in meiner stickigen Bude, wo mir wenigstens nicht langweilig ist! Lieber frisch in der Birne als frisch im Sommer, der nix Frisches am Start hat! So, da habt ihr meine Meinung zu Sommerfrische – und was mache ich jetzt die nächsten 10 Tage?

Holunder und Huflattich

Sonja Henisch

Vor etlichen Jahren bekam ich eine heftige Bronchitis, die mir schwer zu schaffen machte. Da ich mich schon lange für Naturheilkunde interessiere, wusste ich, dass Huflattich eines der Kräuter ist, das hilft. Mit Königskerze, Lungenkraut und Spitzwegerich ergibt es einen schleimlösenden Hustentee. In der Apotheke erklärte man mir, dass sie Huflattich nicht mehr verkaufen, weil er angeblich Krebs erregend ist...

Bald darauf hatten wir eine sogenannte Epidemie, während der auf seltsame Weise Holunderbüsche verschwanden. Zuerst fiel es mir auf, dass auf dem Parkplatz zum Schwarzenbergpark, oberhalb des kleineren Teiches alle am Rand wachsenden Holunderbüsche fehlten. Dazu ist zu sagen, dass der Holunder eine der ältesten Heilpflanzen ist und schon in der Mythologie eine wichtige Rolle spielte. Er wurde von unseren Ahnen zum Sitz der alten Muttergöttin, der Holden, auch Frau Holle oder Hulda erklärt. Allein durch die Blätter wird eine Ableitung der Giftstoffe im Körper bewirkt, sie können als eine Unterstützung zur Heilung der Zuckerkrankheit verwendet werden. Der Holunderblättertee wirkt jedenfalls blutreinigend. Der Tee aus den Blüten regt die Schweißdrüsentätigkeit an und wird erfolgreich angewendet bei Bronchitis, Husten, Grippe, Keuchhusten, beginnender Lungenentzündung, rheumatischer Erkrankung und vielem mehr. Die ausgereiften, schwarzen Beeren haben eine Reihe von Heilstoffen und Vitaminen in sich, stärken die Lunge, helfen bei Nervenentzündung und Kreislaufstörungen. Weiteres auszuführen, wird hier zu viel Zeit in Anspruch nehmen. Aber eine alte Bauernregel besagt: Den Holunder zu fällen, bringt Unglück!

Vor einigen Tagen beschloss ich die Exelbergstraße weiter bis nach Scheiblingstein zu fahren, weil ich wusste, dass dort am Wegrand Huflattich und Pestwurz wachsen und es eine Menge Holunderbüsche gibt. Wie entsetzt und überrascht war ich, als ich sah, dass die Forststraße an beiden Seiten verbreitert war, die Wegränder mit dem Caterpillar grob flachgewalzt. Nicht nur am Beginn des Weges sah es so aus, sondern auf dem ganzen Rundweg, überall über mehrere Kilometer kein einziger Strauch mehr, nichts, was blühen könnte. Es war frustrierend.

Bei der nächsten Wanderung von Roten Kreuz hinüber zum Hameau: das gleiche Bild. Wegränder niedergewalzt. Kein Strauch mehr, von den vielen Holundersträuchern, die einmal den Wegrand geziert hatten, kein Blatt.

Als ich letzte Woche wieder den Schwarzenbergpark durchstreifte, wurden jetzt, im Frühjahr, Bäume beschnitten und eine Linde abgeholzt. Ich fragte die Gemeinde-Gärtner, warum sie im Frühjahr schneiden, ▶

Sonja Henisch
ist in Wien geboren und aufgewachsen und hatte schon sehr früh künstlerische Ambitionen. Nach dem Abschluss des Studiums an der Hochschule für angewandte Kunst folgten Ausstellungen im In-und Ausland. Kindertheaterstücke gaben den Impuls zum Schreiben. Auszeichnung im Rahmen von Multikids „Regentrude" nach Th. Storm.
Henisch schreibt Kurzgeschichten und Lyrik. Der Roman „Die Wogen der Drina" ist 2012 erschienen. 2014 folgt „Theodora oder die Quadratur des Seins", beide Verlag Bibliothek der Provinz. In der Edition sonne und mond erschienen: „Magie der Spirale" – Gedichte, 2020, Bösenstein - Roman 2022

wo die Bäume im Saft sind. Zur falschen Zeit geschnitten, kann einen Baum umbringen. Geschnitten sollte zu Februarbeginn werden, wo der Saft in den Wurzeln ist. Sie hatten keine Ahnung und meinten, die Linde wird sowieso gehäckselt – das Gehäckselte kommt dann auf einen Kinderspielplatz, da ist es egal, ob das Holz nass oder trocken ist.

Und von der Rodung des Holunders rundum wüssten sie nichts.

Soviel zum Naturverständnis.

Es könnte der Gedanke aufkommen, dass das kein Zufall ist, dass die Menschen das alte Heilwissen vergessen sollen, damit die Pharma noch mehr Geschäft macht. Aber ehrlich. Das ist sicher nur Geschwurbel!

Die Triesting

Sie ist nur ein Rinnsal, ein Bächlein, unscheinbar und unbeachtet, fließt sie neben der Straße dahin. Jetzt, im Tal, hat sie schon einen weiten Weg hinter sich. Sie ist ein wenig müde geworden, nachdem sie von der Klammhöhe über Stock und Stein herunterspringen musste. In einer Kehre gräbt sie sich tiefer ins Gestein. Doch bevor sie ihr Lauf wieder ein wenig abwärts führt, ruht sie sich in einem kleinen Becken aus, kaum größer als zwei Badewannen, das, auf der einen Seite an einen bewaldeten Hang geschmiegt, auf der anderen durch ein Kiesufer begrenzt wird. Hier ist sie von der Straße aus nicht zu sehen.

Als Kind saß ich oftmals am Ufer des Beckens und schaute entzückt den schillernden Libellen zu, die über die glatte Wasseroberfläche schwirrten, während drinnen im Wasser die kleinen, kaum fingerlangen Fischlein schwammen; Spennadler nannten wir sie, weil sie so dünn waren wie Nadeln. Es war dies einer meiner Lieblingsplätze meiner Kindheit. Ich wagte nicht, in den Bach zu steigen, es wäre mir wie ein Frevel erschienen; dieser Platz war mir heilig. Hier konnte ich träumen, während ich die Natur um mich herum beobachtete. Feuersalamander sonnten sich auf Kies und Steinen, ehe sie wieder ins Unterholz zurück huschten. Bachstelzen wippten am Ufer, tranken und flogen wieder davon. Um die Mittagszeit verirrten sich ein paar Sonnenstrahlen in die Mulde und zauberten ein Glitzern auf die Wasserfläche. Ich sammelte die roten Kiesel, mit denen ich die großen Steine bemalte.

Als Erwachsene führte ich Mann und Kind an diese Stelle. Ich wollte sie teilhaben lassen an den glücklichsten Orten meiner Kindheit. Und wie einst ich, sammelte auch mein Sohn die roten Kiesel, um mit ihnen die großen Steine zu bemalen.

Das Bächlein, das sich weiter unten im Tal zum Fluss auswächst, heißt Triesting. Manchmal, nach der Schneeschmelze, nach heftigen Gewitterregen oder bei Dauerregen, schwillt die Triesting an, überschwemmt die Ufer, leckt an den Böschungen und bedroht die Ortschaften. Rückhaltebecken, in den letzten Jahren gebaut, sollen die Hochwasser wie in den vergangenen Jahren, verhindern, denn die Triesting kann wild und unberechenbar werden. Nicht umsonst leitet sich ihr Name nach einer Version vom lateinischen *tristis* ab, was so viel wie „unheilvoll, gefährlich“ heißt.

Ilse Victoria Bösze

Auf den Fluss gemalt

Nachts am Ufer
deinen Namen
auf den Fluss gemalt
er fließt
ins endlos weite All

Ilona Daniela Weigel (-Benning)

Ilona Daniela Weigel-Benning: * Juni 1982 in Böblingen, verheiratet seit 2017, Studium der Rechtswissenschaft in Tübingen, Umschulung zur Präsenzkraft für Demente, Ausbildung zur examinierten Pflegefachkraft, Fort- und Weiterbildungen in der Pflege, nach Krankheit und Neuorientierung Medizinprodukteberaterin | Mitglied in Autorenverbänden, 1jähriger Fernlehrgang „Das lyrische Schreiben“, diverse Gedichtveröffentlichungen seit 2005 u.a. in der Driesch, etcetera, Pappelblatt, bei Lumen, Balthasar, wort&mensch und der Bibliothek deutschsprachiger Gedichte | Interessen: Lyrik/Weltliteratur/Fachliteratur, Malerei, Musik, Tanz, Theater, Konzerte und vieles mehr, aktiv in freier christlicher Gemeinde

Ausflug zum Fluss meines Lebens

Wo das Raunen seines Fließens etwas von der Stimme eines Freundes hat
Und es manchmal gar scheint, als flösse etwas ein wenig durch mich durch
und schwemme damit ein wenig den angefallenen Bodensatz aus.

Der Wasserläufer dort scheint nun eine Wendung zu mir vorzunehmen
und stimmlos zu sagen: Schön, dass du mal wieder bei uns bist!

Helmut Bölling

Hellmut Bölling, Senior im niederbayerischen Bäderdreieck, lange im Vorstand eines gut laufenden Philos. Cafes bei München, schreibt heute reflexive Lyrik.

Die Mur bei Mureck

Den Fluss liebt man,
oder man liebt ihn nicht,
bekannt oder fremd,
schnell oder träge.

Die Mur ist schlammig,
dunkel und gefährlich,
rauschend, sprudelnd.
Zu zähmen ist sie nicht.
In ihrem Gewässer
spiegelt sich der Himmel
nicht wider.
Nur die Wellen werden
durch dunkle Wolken
noch dunkler.
Sie webt ihre Ströme
ohne Ordnung.
Wütend trägt sie
alles mit sich fort.

Die Mur ist launisch,
seltsam, wirbelreich.

Ihre Ufer,
durch Haine
und Weiden umrandet,
von Libellen versilbert,
durch Vogelflüge überbrückt;

mit Schneeflocken
im Winter bedeckt,
im Glanz des Sommers
von den Flaumfedern der Platanen
in der Blütezeit überfüllt.

Was in ihren Schoß
hineingezogen wird,
bleibt für immer dort
und bleibt für ewig fort.

Die Mur ist launisch,
seltsam, wirbelreich.

Jadranka Gros

Mag Jadranka Klabučar Gros, wurde in Zagreb, Kroatien geboren, wo sie die Volksschule, das Sprachgymnasium und die Wirtschaftsuniversität absolviert hat. Seit 1990 lebt und schafft sie in Wien, Österreich. Schreibt Poesie, sowie Kurzgeschichten. Ausgewählte Gedichte und Kurzgeschichten wurden in mehreren Gedichtsammlungen und Anthologien veröffentlicht. Sie erhielt mehrere Auszeichnungen und Preise für die Poesie. Ihre Gedichte erschienen in kroatischer Sprache in drei Autoren Büchern „Herbst in meinem Haar" (2010.), „Lieben ist ein Dauerzeitwort" (2013.) und „Zwischen Meer und Himmel" (2021), sowie in einer zweisprachigen Gedichtsammlung „Ausgewählte Gedichte-Selected Poems" (2015.). Jadranka ist die Mitgründerin und Leiterin des Wiener Kulturvereins Wort-Farbe-Klang und Präsidentin des Vereins World Art Games Austria. Mitgliederin mehrerer Kulturvereine und des P.E.N. Club Austria.



Foto: Elmar Mayer-Baldasseroni

Der Weg ist schmal

krampfende hände an heiligen klippen; die
nägel: ein einziges meißeln der psalmen in stein
und die wehen des himmels
als stürmische wiege verlorener teile.

wenn wanderer sich nicht mit steinen verbrüdern,
wird keiner von ihnen die wege verstehen und der
große berg raut körper auf – ein wehmutszeugnis
auf der haut
von geisterhand geschrieben.

wenn die tage nicht reifen, ver-
bleiben die beete in grau-braunem schlaf;
das dunkel wirft und schnürt sein netz
durch ellenlange täler. erkennbar nur

die fußstapfen derer, die dort sind
und sich an den brennenden landkarten wärmen.

der berg bohrt das flehen der flächen
zur obersten stufe der wolken empor -
seilabwärts die tränen, sie salzen das
meer-licht gesprenkelte treiben am fluss.

Phillip von Bose

Philipp von Bose,
geboren am 30.03.1999 in München und wohnhaft in Zorneding.
Dort lebt er und widmet sich der Sprache und ihren Feinheiten. Ganz besonders interessieren ihn dabei philosophische Konzepte und psychologische Archetypen.
Herr von Bose tat weiterhin auch einige andere Veröffentlichungen („Obskura", „Edition Federleicht Schreibtisch", „FreiVers" und andere digitale Plattformen)
Aktuell arbeitet er als Kinderpfleger, doch verfolgt die schriftstellerische Unabhängigkeit.

Stadtleben

Sonja Henisch

Die Stadt muss grüner werden!

Benutzt doch die Öffis! Die sind in Wien ganz ausgezeichnet! Auch wenn sie oft nicht fahren oder die Haltestellen im Sommer ohne Bank und Sonnenschutz im halbstündigen Intervall zur Mitfahrt einladen.

Die großen Straßen und Einkaufsmeilen, die sind schon grün geworden!

Da kann man auf Bänken bequem, den Rücken der vorbei brausenden Straßenbahn zugekehrt, relaxen.

In Betonschüsseln stehen junge Bäume, mit zu wenig Platz zum Wurzeln, sie können schon gar nicht Wurzelkontakt mit anderen Bäumen aufnehmen, so wie es ihre Kollegen in freier Natur machen, um mittels Wurzel- und Pilzgeflecht untereinander Kontakt aufzunehmen. Gehen sie ein, werden sie eben ausgewechselt.

Parkplätze ade! Viele ältere Menschen sind auf ihr Auto angewiesen, weil sie keine großen Strecken gehen können. Parken können sie hier nicht. Also müssen sie weiterfahren, zu einem Supermarkt mit einem Parkplatz. Dass mehr Benzin verfahren wird, stört nicht, vor allem werden die Alten eh nicht mehr lange fahren, machen wir doch einen Test, ob sie geistig noch beisammen sind, die Siebzigjährigen, wobei erst unlängst sechzig das neue Dreißig war. Wie man es halt braucht! Wenn man merkt, dass die Geschäfte finanzielle Probleme bekommen, dann wird die Sichtweise wieder geändert werden. Dazu gibt es ja Medien.

Die Menschen haben es wirklich gut in dieser vorbildlichen Stadt, es gibt außer den Bäumen auf den Einkaufsstraßen immer wieder grüne Inseln. Diese Inseln werden Parks genannt. Das hat aber wieder nichts mit dem Parken eines Autos zu tun, das ja, falls man eines hat, am besten mit bezahltem Parkpickerl vor dem Haus stehen soll. Immerhin ist jeder, der heutzutage alternativ denkt, mit dem eigenen oder einem geliehenen Fahrrad unterwegs, auch wenn er keine Ahnung von Verkehrsregeln hat.

Manche dieser grünen Inseln, wie zum Beispiel die Donauinsel, sind nur den Anrainern vorbehalten. Will jemand aus einem anderen Bezirk diesen wunderbaren Platz erreichen, muss er das mit den öffentlichen Verkehrsmitteln machen. Will er diesen Platz mit dem Auto erreichen, kann er maximal zwei Stunden dortbleiben und muss Parkgebühr bezahlen. Glück hat, wer in einer solchen Gegend seine Bleibe gefunden hat.

Im Park kann man sitzen, plaudern, Kinder spielen lassen oder mit ihnen spielen. Eine Gefahr gibt es: das sind die wilden Tiere. Die paar wilden Tiere, die es bis heute geschafft haben, denn Spatzen und Amseln haben seit langem das Feld, pardon die Insel geräumt, man findet sie nicht mehr. Vielleicht leben einzelne Exemplare im Exil. Spatzen haben sich früher gerne dort aufgehalten, wo es „Pferdeäpfel“ gab. Aber bei Pferden mit Poohbags und immer weniger Pferdefuhrwerk in der Stadt sind sie zur Rarität geworden.

Eine nicht zu unterschätzende Gefahr sind die Tauben, die auch als die Ratten der Lüfte von besonders gebildeten Menschen als solche bezeichnet werden. Früher, als sie diesen Titel noch nicht trugen, wurden sie von Fotoreportern benutzt, um den fertig geknipsten Film möglichst rasch in die Redaktion zur Ausarbeitung zu bringen. Die Elektronik hat sie um diesen Job gebracht. Als Fleischlieferant wurden sie auch einmal gehalten. Da gab es doch früher das Sprichwort von den gebratenen Tauben, die einem in den Mund fliegen, wenn man diesen vor Staunen zu lange offen hält. Aber dafür sind jene Menschen mit den Rattentauben oder Taubenratten zu jung, um das zu kennen.

Immerhin gibt das Thema Grund zur Kommunikation: „Wauns de Viecha fiadan, sans a Voiksfeind, wäu des is vabotn!“, wurde mir unlängst erklärt. Erst, als ich verstand, dass der Mann einen emotionalen oder wirklichen Hunger hatte und den Tauben das Futter neidete, habe ich es ihm angeboten, ja bin ihm mit dem Sack nachgerannt. Aber da kam Scham auf und er wollte sich nicht daran laben.

Oder, es wird sachgemäß behauptet: „Heans, se vadreckn den Park!“, wenn auf dem Futterplatz rund um eine Kastanie Sonnenblumenkerne ausgestreut werden, die in längstens zehn Minuten weggeputzt sind. Die Plastikflaschen, die Bierdosen, die Pizzaschachteln und sonstiges finden seltsamerweise diese Bezeichnung nicht.

Und mit dem Verbotsschild „Vögel füttern verboten“, fühlt man sich auch mächtig, um andere zu maßregeln. Dass der Tierschutzverein dazu aufgerufen hat, mit Vogelfutter, aber nicht mit Brotresten zu füttern, wissen diese Leute nicht. Das ist ihnen ja auch egal, es geht darum, jemandem anderen ihre Macht zu demonstrieren.

Aber dann gibt es andere, seltsame Momente, die Perlen des Alltags.

Eine erlebte ich unlängst, als ein junger Vater mit seinem Töchterchen im Arm dabei zusah, wie die Tauben von allen Seiten zu mir flogen, um sich ihrer Mahlzeit zu widmen und die Kleine vor Freude jubelte. Kurz darauf stand ein älterer Mann vor dem Zaun des Kinderspielplatzes und bedankte sich bei mir dafür, dass ich die Tauben versorge. Nur mit artgerechtem Futter sind sie gesund und ruinieren nicht mit Taubendurchfall die Fassaden. Aber das wissen nur die wenigen, die sich dafür interessieren.

Gebirg und Tal

Wolfgang Mayer König

Auf schon vergleichbarer Höhe zu den Kuppen und Gipfeln klettern Bäumchen in ihrem der Witterung ausgesetzten Zwergenwuchs nur vereinzelt aber umso frecher die Steilhänge hinauf und höhnen wie zum spielerischen Spott angestachelt die überhängenden Felsen wie die gescheckten Flanken aus Fels und Eis. Ein in seiner Intensität gleißender, in seiner Tönung aber zartblauer Himmel weitet sich über den ausgefransten Graten aus, die in jeweils eigenständigen Halden und Schneezungen weit auslaufen und sich wie kommunizierende Gefäße begegnen und dabei ein weites, sonnendurchflutetes Tal bilden, ein unaufhörlich strahlendes, weit ausladendes Schalengefäß. Die verschiedenen, ineinander übergehenden Ebenen und Böden sind von dichtem Hochwald durchzogen. Diese noblen, begehrenswerten Gestalten der Fichten und Tannen. Jedes Blätterkleid, jedes Nadelkleid, das sie tragen, wird zur anziehenden Tracht, mit der sie sich im Wind wiegen, im Sturm tanzen und brechen. Die Vornehmheit solcher Bäume liegt in ihrer dunklen Autorität, ihren flexiblen Gesten, ihrer unbekümmerten Fügung. Tatsächlich unbesitzbar, aber doch dem Innehaltenden stets aufgetan. Ich war schon darauf gefasst, dass sich das packende Naturschauspiel allmählich in engen Tälern und Straßenschluchten verflüchtigt, gesäumt von Arbeiterwohnhäusern und an den Flussläufen liegenden Werkshallen der örtlichen Industrie. Auch die Menschen schienen mir gleichgültiger, als es die bäuerliche Bevölkerung noch kurz zuvor zu sein schien, die oftmals mit einer grüßenden Handbewegung dem Lenker des vorbeifahrenden Autos zuwinkten, obschon solches Vorbeifahren nach Auffassung eines Städters ja gar nichts Außergewöhnliches darstellt. Es ist praktizierte Menschenfreundlichkeit bei jungen wie bei gebrechlichen Menschen, die so gar nicht verhärmt ihre Last ertragen. Nun aber, wenige Kilometer weiter, in krassem Gegensatz dazu: der Alltag, grau in grau. Überall persönliche Verrichtungen ohne sichtbare Bedeutung des Nebenmenschen. Der soziale Charakter einer Gesellschaft, für die der Einzelkampf zum Gebot existenziellen Überlebens geworden ist, in krassem Widerspruch zur einst erkämpften und nunmehr nur verordneten Solidarität. Wie eine Kulisse erscheint der mächtige Komplex der Burgruine, weniger Bollwerk als eher Industrieruine. Wie solche Abbilder der Zeit aufeinander abfärben, zu Wohnmaschinen mit Ablaufdatum degenerieren. Ich reversiere am dortigen Parkplatz, und plötzlich tut sich völlig unerwartet vor meinen Augen der schönste Blick auf das Bergmassiv auf, gleichsam als letzter Gruß einer sich in die Nacht wandelnden Zeit. An den Mienen der Menschen hat sich nichts geändert, sie schließen die Fenster, ziehen die Vorhänge zu, Haus um Haus. Die Naturkulisse ist inzwischen verloschen, es versorgen nur mehr die Leuchtkegel der Straßenbeleuchtung den öffentlichen Raum mit Licht.

Wolfgang Mayer König, Jg.1946, lebt als Autor und Univ. Prof. in Wien, Herausgeber der Literaturzeitschrift "LOG", Gründer des Universitätsliteraturforums "Literarische Situation", schreibt Lyrik, Prosa und Essays, zahlreiche Buchpublikationen, zuletzt : " Komm Schöpfergeist", 2024 und "Die gezähmte Erwartung, Eine Bilanz der Welt" Edition Syrinx 2025.



Foto: Christian Pauli, Ruine

Neues mit den alten Göttern: Elf und Elon, Troll und Trump

Claudia Behrens

Im Folgenden lesen Sie eine beinahe saubere wissenschaftliche Analyse mit Quellenangaben.

Wir beginnen diese Schau im Übergang von der Alt- in die Jungsteinzeit. Venus von Willendorf, Fanny vom Galgenberg, Höhlenmalerei von Lascaux... Damals schon präparierten unsere Ahnen die Gehirne herausragender Stammesleute. Zugegeben, ihre Methoden sind bis heute nicht einwandfrei geklärt, da sich gewisse Bestandteile und deren Funktionen unseren zeitgenössischen Analysen entziehen.

Einer dieser hatte sich über mehrere Leben hinweg mit Eichen und Elchen verbunden, um sowohl widerständige Kraft als auch starke Wurzeln zu entwickeln. Endlich konnte sie in einer Hochkultur landen, war aber ins falsche Geschlecht gerutscht. Bestürzt stürzte sie sich ins Meer. Dennoch brachte er in die nächste Inkarnation alle sinnlichen und übersinnlichen Kräfte zum Pharao mit. Gestorben, wurde sein Gehirn seriösest mumifiziert. Wesentliche Denkfähigkeiten gingen nicht verloren, konnten in eine weitere Inkarnation transferiert werden. Genug der alten Einweihungslehren legte er einen einmaligen Höhenflug hin und wurde als Tochter Velanidiá von Göttin Aphrodite und ihrem vorübergehenden Geliebten/Gatten Hephaistos geboren. (Von ihrem Onkel Ares, dem Kriegsgott, hatte Velanidiá genetisch reichlich übernommen.)

Dieses Paar hatte schon zwei Söhne, die als Tunichtgute in die Geschichte eingingen, weithin bekannte "Ungusteln". Die Kleine wuchs also im Schatten der Dominanz ihrer Brüder auf, lebte aber Bosheit und Tücke erfolgreich auf ihre Art aus. Kein Wunder. Ungeliebtes, unbetreutes Götterkind. Velanidiá, Betonung auf dem 2. a, hatte ihren Namen „Eiche" von Göttergroßvater Zeus erhalten. Und dessen überproportionales Selbstbewusstsein. Man weiß ja nie, wofür ein gewisser Vorrat davon einmal gut sein wird. Ihre Mutter, ein Fall von unausgeglichenem weiblichem Narzissmus, längst wieder in einer neuen großen Liebe, ignorierte dieses Kind. Hephaistos, hässlich, auf Männlichkeit und seine göttliche Schmiedekraft fixiert, zutiefst grollend auf Aphrodite und die Kinder, vergrub sich in seine Vulkane. Großvater Zeus wollte bei dem kleinen Ding ausgleichen, was die Eltern verweigert hatten. Er gab Velanidiá nicht nur den wunderschönen Namen, sondern auch die Gabe, sich, egal wo auf der Erde und in den Lüften, in eine Eiche UND in alle Bestandteile eines solchen kraftvollen und langlebigen Wesens zu verwandeln. Zeus musste selbst über seine Idee schmunzeln, was höchst selten geschah, wie bekannt.

Nachdem die problematische Velanidiá auf Kreta, den Inseln, Phrygien, usw. es in ihrer Bosheit mit Pflanzen, Tieren und Menschen etwas zu arg getrieben hatte, ließ sie sich als mehrgenerationale Eichel im Bauch von Wildschweinen nach Norden transportieren. Dies dauerte, menschlich gesprochen, Jahrhunderte. Unterschiedliche Lehrmeinungen. Aber bedeutungslos für ein kluges, unternehmungslustiges Götterkind.

In Griechenland ward sie nie erwähnt, mit keinem Mythos oder Mucks. Die Rache am Leben in dieser gekränkten Seele blieb noch länger aktiv. Im Norden inkarnierte sie als Elfe, gab geniale Techniken und Erfindungen an Sterbliche weiter, half ehrgeizig bei großen Projekten, was jene ohne sie nie geschafft hätten. Andrerseits trieb sie manche Menschen in den Wahnsinn mit ihren Hoffnungen und Täuschungen, die sie dann plötzlich, aus Laune oder Bosheit, vergaß, umstieß, ins Gegenteil verkehrte oder Sterbliche boshaft abstrafte, indem sie begonnene Projekte verdarb. Sie selbst blieb fröhlich, egal welchen Schaden oder Segen sie anrichtete. So lebte sie unter Elfen und Kobolden im Norden Europas. Ihren Namen behielt sie bei, Aura des Besonderen.

Mit den Jahrhunderten transformierte sich ihr Charakter. Sie fand mehr Genugtuung daran, Lebewesen gegenüber freundlich zu sein und hilfsbereit zu handeln. Immer seltener beteiligte sie sich an schädigenden Streichen.

Entschlossen zu Neuem, machte sie sich durchsichtig, für Elbische nicht schwierig. So schiffte sie sich in einen Dampfer nach Südafrika ein. Und jetzt, dem innigen Wunsche vieler Zauberwesen folgend und sich erinnernd an eigene ferne menschliche Inkarnationen, wollte sie erneut in einem Menschen leben. In Herz, Hirn und Blut. Also richtig. Sie wissen schon, wen sie fand. Elon Musks Mutter fühlte tiefe Verbindung zur griechisch-jüdischen Antike und war offen für Velanidiás Verlangen. Diese durchaus trotzige Frau spürte, - denn es gab da schwere Antijudaisten in der Familie, - ihr Kind müsse den Namen Elon, hebräisch Eiche, tragen. Velanidiás Herz jubelte, als sich diese Möglichkeit für sie erfüllte.

Elon Musks innere Elfe und Götterkind spornte ihn an, ▶

Claudia Behrens, Geboren im „Goldenen Kreuz", neun Tage nach dem Staatsvertrag. Traumatisierte, aber leider faschistische bzw. schwer nazistische Künstler- & Lehrereltern. Auf- und Durcharbeitung lebensbegleitend. Schreibe und male seit Kindheit u Jugend. Vier erw. Kinder, viele wundervolle Enkelkinder, Dipl. Lebens- und Sozialberaterin. Lyrik, Prosa, Drehbuch. Ich liebe griechischen und hawaiianischen Tanz, Tanztheater, Agni Hodra, Literatur und redliche Aufklärung - ausdrücklich NICHT Sensationshascherei und merkantile Fake-Aufklärung.. Mensch und Kosmos. A-dieu!



Foto: Silvia Rechberger Fluss und Berg



Blaue Holzbiene, Tanja Zimmermann

außergewöhnliche Gaben zu nutzen. Sie beschenkte ihn fortfahrend mit Glück, Verstand und Geschicklichkeit in seinen Unternehmen. Aber seine trotzige und herrische Art erinnerte sie an ihre lange vergessenen Brüder. Und Onkel Ares. Sie grämte sich und schmollte. Auch Szenen ihres eigenen Entwicklungsweges fielen ihr mit Bedauern ein, als sie rücksichtslos und großspurig oft und oft Stadt, Land, Flur und Fluss beschädigt hatte. Elons Verstand wurde daraufhin noch unverlässlicher, einseitiger, affektgeladener. Velanidiá, in Herz, Hirn und Blut von Elon, wollte ihn aber "erziehen". Sie wollte ihm beibringen, dass Dankbarkeit die besten Früchte bringt, war aber selbst darin noch gar nicht gefestigt. Wurde besorgt über seine Egomanie. Unbedacht ausgelebt. Andrerseits erkennt sie in ihm ihre eigenen Schatten in der Vergangenheit. Schwierig. Aber es wird, es wird. Wie lange wird sie noch in seinen Herzkammern trommeln müssen?

Donald Trumps viele Leben hatten gewisse Ähnlichkeiten. Auch er ursprünglich ein Götterkind, wie wir alle ... sie war die einzige Tochter, das einzige Kind von Pallas Athene, die das Neugeborene verleugnete. Athena hatte sich von den Olympischen unumstößliche Achtung erworben, als sie als Erste siegreich die Riesen Enkélados überwand. Sie verbannte jenen Zuständigen für Erdbeben geradewegs unter die Insel Sizilien. Da konnte die göttliche Großfamilie so eine läppische Jugendsünde locker übersehen. Weiterhin kehrte sie zur selbstbestimmten Sublimation ihrer Sexualität leidenschaftlich gerne zurück.

Beflügelt brachte sie ihr Baby weit weg, in die heutige Slowakei. Athene suchte im einfachen Volk die Schönste als Ziehmutter für das Mädchen aus. Im geruhsamen Hirtenleben in Wald, Flur und beseelter Musik sollte es die kleine Halbgöttin gut haben. Naldia, so nannten sie sie, brachte höchst erstaunliche Begabungen mit, die ihr ihre leibliche Mutter mitgegeben hatte: weben, nähen, töpfern, rechnen, analytisch und strategisch planen, um nur ein paar zu nennen. All dies setzte die junge Naldia sehr zum Erstaunen ihrer slawischen Verwandten ein. Fast übereifrig und zu klug für die damaligen Clans. Selbst die Fujara, die slowakische Hirtenflöte, spielte sie einmalig ergreifend - eine Nichte Apolls.

Eines Tages, wahrscheinlich mit Flöte, traf sie am Meeresufer einen großen starken blonden Wikingerburschen. Sie verliebten sich, eroberten einander im Sturm, leidenschaftlich, sinnlich und schön, wie Tante Aphrodite. Und weg war sie.

Mit dem Wikingerhäuptling führte sie im Norden ein aufwühlendes, teils raues, streng-herrschaftlich-grausam-abenteuerliches Leben und brachte es zu bedeutendem materiellem Wohlstand. Sie gebar viele Kinder, verlor aber nichts an Anziehungskraft und Schönheit. So wurde ihr klar, dass sie ein Götterkind sei, zumindest eine von den Elbischen, denn ihr Mann welkte natürlich-menschlich dahin. Es war ihr ganz leicht, Freundschaft mit Elfen und Kobolden in abgelegenen Wäldern und Fluren zu knüpfen. Sie nahm auch einen ihrer Söhne und Kindeskinder mit. Vor allem Donald, weil er ihr geeignet schien. Dieser, immerhin Viertelgott, hatte noch Vorteile gegenüber gewöhnlichen Sterblichen. Leider auch den unerbittlichen Ehrgeiz seiner Großmutter Naldia sowie ihre zeitweilige Destruktivität. Deshalb wurden die Trolle seine liebsten Verbündeten. Mit ihnen trickste er die Menschen aus, bremste die Redlichkeit der Kaufleute ein und gelangte in seinem jahrhundertelangen Leben wikingergemäß nach Amerika. Einer seiner Söhne wurde Schamane, die Ureinwohner verehrend und ihr Lehrling, ein anderer Geschäftsmann, ein nächster ein wüster Zauberer und der vierte Missionar. Die Linie des Geschäftsmannes pflanzte sich fort und kreuzte sich mit Nachkommen des verrufenen Zauberers.

Endlich kam dabei eine Person heraus, eine Tochter, die von sich aus tiefe Einblicke in berühmte einbalsamierte altägyptische Gehirne, in unerforschbare Substanzen pflegte. All dies war ihr unkompliziert zugänglich. Von ihrer geistigen Kapazität manisch berauscht, hemmte ihre Euphorie sie an Erkenntnis eigener Grausamkeit und Enge. Vergessen war die Liebe zu Wald, Flur und natürlichen Heilkräften, der indianische Onkel wurde offiziell als behindert bzw. verrückt erklärt. Sie spornte ihre gierig gewordenen Mitmenschen zu Grausamkeiten gegenüber Menschen und Tieren an, die Erde und sich selbst rücksichtslos zu schinden, krank und dumpf zu werden. Mächtig geworden, verachtete sie die alten Götter, hatte keine Beziehung mehr zu den Heiligkeiten Feld, Wald, Flur, Fluss, Wasser und Wolken, hörte aber genau auf ihre inneren Trolle. Dennoch, auch sie gestaltete helle und konstruktive Charakterzüge.

Einer ihrer liebsten Kindeskinder wurde Donald, der Trump! Jetzt hilft nur mehr Eigenverantwortung, bezogen auf das Ganze: Erde, Sonne, Mond, Herz und Hirn bis zu Gräsern und Müllvermeidung.

Quellen: Brüder Grimm, Irische Elfenmärchen, Verlag Freies Geistesleben, 1993, Jean Shinoda Bolen, Göttinnen in jeder Frau; Dieselbe, Götter in jedem Mann, beides Heyne



Foto: Silvia Rechberger

Silvia Rechberger, 49 Jahre alt; wohnhaft in der schönen, grünen Steiermark. Leidenschaftliche Fotografin mit tiefer Verbundenheit zu den Bergen und aller Natur. „Mit meinen Fotos möchte ich dazu einladen, unsere faszinierende Welt mit meinen Augen zu sehen."

Foto-Ausstellung im Schloss St. Martin;
Kehlbergstr. 35; 8054 Graz; 2.7. bis 26.10 2025.

Brücke mal drei

Erna Pfeiffer

Eins: Donau (1945)

Meine Fragen treiben im Fluss. Trübe, träge, trügerisch. Ungewiss. Trägt er das kleine Schiffchen? Umschifft es die Klippen, die Schnellen? Die Langsamen? Die Immerwährenden, Neutralen?

Borkenbarke, vom Großvater geschnitzt. In den Fluss gesetzt. Ausgesetzt.

Unausgesetzt fragend. Sich auseinandersetzend.

Fragen wie diese:

Warum hast du deinem kleinen Mädchen diese Geschichte erzählt? Die vom russischen Soldaten auf der Brücke. Den du angeblich erschossen hast, ja: erschießen musstest, auf der Heimkehr von Kirkenes, vom Polarkreis, dem dunklen. Nach tausenden Kilometern Flucht auf verschlungenen Wegen. Weil er dich nicht über den Fluss gehen lassen wollte, nach Hause, über die Zonengrenze. Woher hättest du aber noch eine Waffe haben sollen, nach der Kriegsgefangenschaft in der Tschechoslowakei?

Hast du etwa gelogen, als du gesagt hast, du hättest im Krieg nie jemanden erschossen, außer diesem Russen auf der Donaubrücke?

Wolltest du den Helden spielen? Den Unschuldigen? Den Heimkehrer? Den guten, traurigen Vater, der endlich dem Krieg entflohen ist?

War es wirklich das einzige und letzte Hindernis auf deinem langen Fußmarsch nach Hause? Zu Frau und Kind? Zu einem fließenden Übergang in ein neues Zeitalter, ein neutrales, schuldloses, konstruktives?

Vor dem Auge meiner fantasierten Erinnerung sehe ich den sowjetischen Soldaten, wie er in die Donau stürzt. Und abtreibt, Richtung Rumänien, Richtung Schwarzes Meer. Nach Hause.

Derselbe Fluss übrigens, in den mein anderer Großvater 1938 angeblich die Geburtsurkunde seiner jüdischen Mutter geworfen hat, in tausend Fetzen zerfetzt. Auch so eine Familienlegende. Alles im Fluss, alles überfließend, überschießend. Manchmal schießend, manchmal fließend. Niemals statisch.

Zwei: Mur (1973)

Oh là là, Graz, la cité sur les rives de l'amour (la Mur). Ein beliebtes Wortspiel unter Französinnen in der Steiermark.

Auch meine spanischen Freunde lachen über den Namen der Stadt. Wie heißen die Einwohnerinnen? „Graziosas? Grazeñas? Gráziles?"

Grazil, graziös, grazienhaft. In Haft von drei Grazien: Helgrit, Margo und Emma. Drei beste Freundinnen.

Eines Abends spazieren sie nichtsahnend dahin, fröhlich plaudernd. Es soll ein gemütlicher Mädchenabend werden. Ein lauer Frühlingsabend. Nicht allzu laut, aber lustig.

Doch auf der Keplerbrücke steht ein Mann, tief vornübergebeugt. Was hat der da zu suchen? Ist ihm womöglich schwindlig? Ist er krank? Muss er erbrechen? Er starrt in den Fluss, den schwarzen. Den schmutzigsten Fluss Mitteleuropas.

Margo, die beherztere der drei, läuft hin? „Geht's Ihnen gut? Ist alles in Ordnung?"

„Nichts ist gut, nichts ist in Ordnung."

Der Mann wirkt betrunken, trunken vielleicht von der Strömung? Unten fließt die Mur reißend dahin. Voriges Jahr ist ein Mitschüler darin ertrunken. Er hatte bloß seinen Fußball retten wollen und seinen Sprung mit dem Leben bezahlt.

Seit wann zahlt man denn mit dem Leben? Eine harte Währung!

Ja, nichts währt ewig, nicht einmal die Währung...

1973 wissen die drei Mädchen nicht, dass ihr Schilling ausgedient haben wird. Dass der Euro kommen wird. Alles im Fluss... Panta rhei (Heraklit dixit).

Wenn ich als kleines Kind über diesen Fluss ging, wurde mir immer schwummelig. Es kam mir vor, als würde sich die Brücke in Bewegung setzen und mit mir dahinfahren. Meine Oma sagte dann: „Beug dich nicht zu tief hinunter. Du könntest ja fallen."

Die Mur war immer die Grenze, zwischen zwei Stadtvierteln. Diesseits und jenseits der Mur. Imaginäre, mentale, aber auch soziale Demarkationslinie. Früher stand hier bestimmt ein Stadttor, ein Wächter mit Hellebarde. Wer von draußen kam, musste Einlass begehren. Maut zahlen.

Heute besteht hier nur noch eine Lichtschranke in den Köpfen: „Gehen wir trans Murum", sagten wir als Studentinnen, piekfein auf Lateinisch.

Doch das Gegenüber, das Jenseitige war alles andere als piekfein: Hurenviertel, Glasscherbenregion, abgewrackte Armeleutewohnungen. Sogar Kriegsschäden waren hier noch sichtbar, bis weit in die 1950er Jahre hinein. Als Kind faszinierten mich die rauchgeschwärzten, abblätternden Wände, die Einschusslöcher, die halb verkohlten Fensterstöcke. Warum sie wohl niemand instand setzte? Glück hatte offenbar, wer eine weithin sichtbare Außenmauer sein Eigen nannte; der konnte sich mithilfe des einsetzenden Wirtschaftswunders sanieren: „Hirsch Schichtseife" prangte dann darauf

Erna Pfeiffer wurde 1953 in Graz geboren und hat Studien aus Romanistik, Slawistik sowie Dolmetschen und Übersetzen aus Spanisch und Russisch absolviert, und zwar in Graz, am Instituto Caro y Cuervo in Bogotá (Kolumbien) und an der Hochschule St. Gallen (Schweiz). Ihre Promotion sub auspiciis praesidentis fand im Juni 1982 statt, die Habilitation aus Hispanistik im Dezember 1996, beides an der Karl-Franzens-Universität Graz. Erna Pfeiffer war von 1997 bis zu ihrem Übertritt in den Ruhestand 2014 als Außerordentliche Universitätsprofessorin am Institut für Romanistik der Karl-Franzens-Universität Graz tätig. Außerdem hatte sie mehrmals Gastprofessuren an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck inne. Eine weitere Facette des Schaffens von Erna Pfeiffer sind ihre zahlreichen literarischen Übersetzungen aus dem Spanischen und ihre Tätigkeit als Vortragende in Erwachsenenbildungsinstitutionen. Als literarische Autorin hat sie 2019 einen Roman mit dem Titel Eine Widerrede (Wien: Löcker) veröffentlicht sowie einige Erzählungen, Kurzgeschichten und Gedichte in Zeitschriften und Sammelbänden.

oder „Radion wäscht weißer“. Aber immerhin war der defekte Verputz wieder repariert.

Schon im Kinderwagen überquerte ich diese Grenze täglich: Aufgewacht im vornehmen Geidorfviertel, brachte mich meine abgehetzte Mutter zur Keplerbrücke, wo sich ein fliegender Wechsel vollzog: vom neureichen Protzgehabe zum ärmlichen Kleingewerbetreib endenhaushalt. Von verschnörkelten Stilmöbeln zum selbstgeschnitzten Hutschpferd. Vom vornehmen, hinter großen Zeitungsblättern versteckten Nebeneinander zur lautstarken, etwas polternden, aber herzlichen Naturgewalt des Aufeinander-Angewiesenseins. Von den rotgeschminkten Küssen der Großtanten zu den kratzenden Bartstoppeln des Großvaters. Vom langweiligen Grießbrei zu den köstlichen Kirschkompotten der Nachbarin. Vielleicht war dieses nährende Element sogar das Wichtigste, um die Dachwohnung in der Feuerbachgasse für mich so heimelig zu machen. Meine Oma konnte mich zwar ebenso wenig stillen wie die in der Hektik versiegten Brüste meiner Mutter, aber sie verkörperte doch eine nie versiegende Quelle oraler Genüsse für mich: Waren es nicht Zuckererbsen, dann ein cremiges Kartoffelpüree, geriebene Äpfel mit Biskotten oder der Luxus einer Banane. Später kamen dann Bensdorp-Schokoladen hinzu, aber da hatte schon der glänzende Silberfünfer die matte, mickrige Nachkriegsmünze abgelöst und ich war groß genug, mir Süßigkeiten beim Greißler um die Ecke selbst zu holen.

Mit meinen anderen Großeltern blieben wir stets auf der hiesigen Seite des Flusses: Wir gingen zwar am Schwimmschulkai spazieren, aber immer an der stinkenden, schwarzen Brühe entlang, stundenlang, fast bis Andritz; nie überschritten wir die gedachte und doch ganz real trennende Linie. Die lebendige Brücke war meine Oma, die tagtäglich um sieben Uhr früh den Fluss überschritt, um mich heimzuholen ins Reich der kleinen Leute.

Doch jetzt, 1973, ein Betrunkener auf dieser Brücke. Ein Selbstmörder? Wird er springen?

Schon wieder Fragen im Fluss, über dem Fluss, an den Fluss… Margo, Helgrit und Emma fühlen sich als Lebensretterinnen. Sie bringen den Mann in Sicherheit.

Am nächsten Morgen ruft die Polizei an: „Warum haben Sie ihn nicht springen lassen? Er ist doch ein gesuchter Kinderschänder…“

Drei: Neretva (2023)

Stari Most, Mostar.

„Springst du?“ „Springt ihr?“

„Lasst ihr denn etwas springen?“ „50 Euro?“ „100?“

„Okay, dann machen wir‘s zu zweit. Im Tandem. Noch spektakulärer.“

19 Meter Höhe, 7 Grad Celsius das Wasser darunter. Die Luft auch nicht viel wärmer. Es regnet, und die alte Brücke ist glitschig. An dieser Stelle ist die Neretva nur drei bis sechs Meter tief. Man muss also ganz genau schauen, wohin man springt. Es könnte einen das Leben kosten. Einmal ist jemand gegen den Felsen geknallt, bei einem Event. Aber das hören die Touristiker nicht gerne. Wegen dieser Brücke hat angeblich im 16. Jahrhundert der Architekt seinen Kopf verloren. Weil sie dreimal eingestürzt ist. Mag sein, wieder nur eine von vielen Legenden, und Mimar Hayreddin hat doch im Exil überlebt? Jedenfalls hatte er ordentlich Angst vor Süleyman, dem Sultan. Nicht ganz unberechtigterweise, denn der soll aufbrausend und jähzornig gewesen sein.


Foto: Christian Pauli, Piran Soline

Man erzählt sich, bei ihrem Bau seien 300.000 Eier verbaut worden.

„Hast du keine Eier? Traust du dich nicht zu springen?“ „Doch, doch… Die 100 Euro sind komplett.“

1993 im Bosnienkrieg zerstört, ist die Brücke heute angeblich Symbol für die Überwindung ethnischer Ressentiments: im Osten der eher muslimisch geprägte Stadtteil, im Westen der überwiegend katholische. Auch hier siehst du noch immer stumme Zeugen vergangener Kriegsereignisse. Zerschossene Häuser, Ruinen von Einkaufszentren, Gedenktafeln zum Bürgerkrieg, vereinzelt Steine mit der Inschrift „Don’t forget ‘93“, den Sniper Tower (den die Bosniaken aber nicht so nennen, weil er für sie immer noch ein ehemaliges Bankgebäude ist), das Museum of War and Genocide Victims, Trümmerteile der zerschossenen Brücke, die vielen Gräber auf den Friedhöfen…

Viel Schreckliches ist die Neretva hinuntergeschwommen. Heute ist sie eine Touristenattraktion. Bunte Boote schwimmen auf dem Fluss, Enten kämpfen gegen die Strömung.

Die Welt im Fluss. Andere Kriege poppen anderswo auf. Und das kleine Mädchen, das nach dem Zweiten Weltkrieg Einschusslöcher an der Mur betrachtete, während es Erzählungen seines Großvaters über den Russen auf der Donaubrücke hörte, ist 2023 selbst eine alte Oma, die viele Geschichten zu erzählen hätte. Von Flüssen und Brücken.

Griechisch-römisch am Land

Am Land manchmal
staunt man über die
griechisch-römische Freistil-Architektur
mit der recht brachial Villen
in die Erde geklotzt werden
von halbwegsem Wohlstand und gänzlich
fehlender ästhetischer Empfindung kündend.

Sowie davon, dass Jungarchitekten
auf den Unis gehirngewaschen
nur Beton und Kunststoff
als „wertvoll“ empfinden.

In den Vorgärten zwischen viel Stein
beweisen Betonbuddhas, -zwerge, -hasen,
dass irgendwer den Kitsch, den die Garten-Center
und Einrichtungshäuser feilbieten, doch kauft
vielleicht aus Mangel schönerer Alternativen.

Einige lange Dorfstraßen entlang
prangen Betonlöwen auf Betonmauern
tun Kunde von gemeinsamer Bestellung
und selbigem Geschmack
erwecken Furcht bei denjenigen, die noch
Gestaltungsgefühl besitzen
und machen Angst, dass unsere Kinder nun
von Staats wegen Aktien lernen statt Blumen
und Börsenkursen folgen statt
ästhetisches Gespür oder gar Herzensbildung
zu erhalten
nachdem endlich alle sozialen Medien
abgeschaltet wurden.

Manfred Stangl



Stefanie Schuster, Element Wasser

TransStadtFlussLand

3 Miniaturen

Ist das Licht
die Megacity
auch deiner Geburt?

Das Rauschen

Versfuß um Versfuß wag
auf den Fluss dich, dessen Mündung
liegt im Ursprung seiner Quelle,
die ankert im Nichts ohne Grund;
mit einer Feder nur in der Schreibhand
wag auf den rauen Wellenschlag dich
seines Spiegels und prüfe, ob er
deinen Schatten trägt.

Ars poetica an Land

In Wirklichkeit
ist das Meer dein Boot
und ankert im Nichts,
Sonnenwinde das Segel, worauf
sich dein anderes Auge schon öffnet, doch
bleibt noch im Jetzt & Hier,
solang das Gedicht zu dir hält,
der Zweifel dein Mast.

Wann bist du endlich ganz wo?

Bist Niemandsländer
und dort auch Berg- und Tal- und Fluss-
bewohner, und setzt, während es da
hin dich rauscht, Versfuß um Versfuß
ans sonnengoldene
Ufer?

Joachim Gunter Hammer

Joachim Gunter Hammer, geboren 1950 in Graz, Studium der Naturwissenschaften, dzt. wohnhaft in Heiligenkreuz am Waasen / Steiermark, zahlreiche Veröffentlichungen
im Rundfunk, in Zeitschriften und Anthologien des In- und Auslandes
(u.a. Jahrbuch der Lyrik, Landvermessung, Lichtungen, Podium, Reibeisen,
Revolverrevue). Viele seiner Gedichte wurden in andere Sprachen übersetzt,
Auszeichnungen. Bislang sind 27 Gedichtbände erschienen, zuletzt: LARVEN UND VÖGEL, Gedichte, edition keiper, Graz 2020; SINGSANG EINES NARREN AM HOF DES NICHTS, Gedichte, Verlagshaus Hernals, Wien 2021; QUANTENSCHÄUME, Gedichte, Verlagshaus Hernals, Wien 2022
GLÜCKES SCHIEFE TÜRME, Gedichte, Verlagshaus Hernals, Wien 2023

Das Haus am Fluss

Helmuth A. Niederle

Am Ufer eines Flusses steht ein Haus. Man kann es mit Fug und Recht zu den Gebäuden zählen, von denen es Dutzende gibt, die einander zum Verwechseln ähnlich sehen. Das heißt aber nicht, dass es ein gewöhnliches Haus ist. Ganz im Gegenteil. Wer mit offenen Augen und empfänglichen Sinnen durch die Welt geht, entdeckt Bauwerke, die zur anonymen Architektur gehören, außergewöhnlich gestaltet sind und deshalb eine Augenweide darstellen. Niemand weiß, wer sie entworfen hat. Auch die Erbauer sind unbekannt. Wenn die Häuser in die Jahre gekommen sind, hat man auch vergessen, wer den Bau in Auftrag gegeben hat. Und doch sind diese Bauten von einer schlichten Schönheit, die zum Verweilen einlädt.

Um ein solches Gebäude geht es hier. Ein Haus steht am Fluss, bewohnt, aber weder von Tieren noch von Menschen. Es scheint leer zu sein. So wird es zu einem Haus der Besinnung, in dem Gedanken und Ideen reifen können, ohne von der Hektik, schnell zu einem Ergebnis zu kommen, gequält zu werden. Sind es nicht oft die durch überstürztes Reden erzwungenen Ergebnisse, die nichts taugen? Ist nicht die Zeit des ruhigen Nachdenkens die gute Mutter fruchtbarer Ideen? In der Ruhe gereift, sprühen Funken aus den Begriffen, die man manchmal als beiläufig und distanziert bezeichnen könnte, wenn sie nicht so eindringlich wären – ein köstlicher Widerspruch zur Dichte, mit der die Worte und die heraufbeschworenen Bilder erklingen. In ihrer Vielzahl fügen sie sich zu einem Klangbild von makelloser Harmonie. Es zeigt, wie die Sensibilität manchmal Berge versetzen könnte, wenn sie die Möglichkeit dazu hätte. Jeder Augenblick ist Ausdruck reiner Poesie.

In dem Haus, in dem es kein menschliches Stimmengewirr gibt, geht der Chor der Gedanken und Ideen von einem einfachen Satz aus: Nicht das Sein als solches ist die Ursache allen Leids, sondern die Enttäuschung darüber, dass die eigenen Vorstellungen nicht stimmen. Ausgangspunkt ist die Erkenntnis, dass alle Weisheit der Zärtlichkeit des Denkens und alle Erkenntnis der Klugheit bedarf.

Unter den Gedanken und Ideen, die in diesem Haus reifen wollen, herrscht Einigkeit darüber, dass die Sprache zu den Menschen gekommen ist, damit sie mit ihr die Welt gestalten. Jedes Wort ist mehr als bloßer Schein. Deshalb ist es so selbstverständlich und nicht verhandelbar, dass im Anfang das Wort war. Worte lassen sich zu kunstvollen und scharfsinnigen Arrangements verbinden, in denen Schönheit und Weisheit einander bedingen. Sie bilden eine unendliche Schleife: Im Wunder beginnt die Weisheit. In der Weisheit beginnt das Wunder.

Die Endlosschleife birgt ein Geheimnis, das es zu entschlüsseln gilt. Doch es wirkt im Verborgenen und lässt keine einfache Antwort zu:

Leg deinen Perlenbogen und deinen Kristallköcher beiseite, gib dem fliegenden Hirsch Raum zum Atmen, und sei er noch so kurz. Du, der die Nacht zum Tage macht, gib dem Tier, das ungezähmt bleiben muss, Speise und Trank, damit dich nicht das Feuer bis auf den Grund verzehrt.

Wer leichtfertig mit dem Feuer spielt, muss damit rechnen, verbrannt zu werden, wenn der leichtfertige Narr – was ist ein Spieler mit dem Feuer anderes – nicht verbrennt. Dies ist nicht nur metaphorisch zu verstehen, sondern gilt auch für den Wildwuchs, der in Gedanken gedeiht. Ist nicht die inspirierte Unterlassung ein Schlüssel zur Erkenntnis? Verlangt diese Lehre nicht einen besonderen Verzicht? Könnte es sein, dass so viel Entsagung verlangt wird, dass das Haus unbewohnt ist?
(aus: Das Haus am Fluss. XXI Intrattenimenti.)



Foto: Tagore Serie aus Shantinikestan, Werner Dornik

Helmuth A. Niederle, geb. 1949 in Wien, lebt und arbeitet als Autor, Übersetzer und Herausgeber ebenda und in St. Urban. Mehrere Buchveröffentlichungen, zuletzt: Was nun? Liber turpis. Über Götter, Menschen und Mischwesen. Mit Tableaus von Peter Baldinger und einem Nachwort von Reinhart Hosch (2023); Das Lopen-Buch. Wundersame / abenteuerliche / unerhörte und bisher unbeschriebene Taten der Lopen zu Vega. Mit authentischen Darstellungen des Völkchens von Peter Baldinger (2024).

Werner Dornik arbeitet seit 1980 mit den Medien Fotografie, Film, Text, Musik und Malerei in Europa und Asien. Neben 40 Einzelausstellungen publizierte er u. a. den Foto-Text-Band „If you go you just go", der mit dem Ehrenpreis zum Staatspreis „Die schönsten Bücher Österreichs" ausgezeichnet wurde. Seine Buch- und Ausstellungsprojekte thematisieren die Probleme der „Konsumgesellschaft", fördern geistige Freiheit und unterstützen soziale Projekte wie die Leprastation Khandwa in Indien und die Lebenshilfe Gmunden.
Im Jahr 2005 gründete er die BINDU-ART-SCHOOL, eine Malschule für geheilte Leprakranke in Südindien

Fluchtwege

Auf dem Land
den Flecken Erde
Jahr um Jahr
mit schweren Schuhen
bestellt

In der Stadt
ein Fleckchen Erde
mit nackten Füßen
zu betreten
ersehnt

Auf dem Land
beim Schwellen des Baches
Sandsäcke gelegt

In der Stadt
viele Bäche
unterirdisch versteckt

Lebtest auf dem Land einst
lange im Schweiße
deines Angesichts

Wohnst in der Stadt jetzt
und besuchst zweimal die Woche
die Bauern auf dem Markt

Desillusionierung

Auf Schiene
auf Straße
in der Bahn
Läuft wie geschmiert

Steine
Pflastersteine
pflastern den
weiteren Weg

Cowboys
Asphaltcowboys
Nur ein paar Kühe
draußen zum Rand

Vorbei am letzten Haus
weiter und hinauf
und hinaus
und hinein

aber die Wälder
am Rande der Stadt
sind längst auch nicht das
was sie auf dem Lande noch sind

Welten und Wege

Die Welt im Dorf
ist so
dass das Dorf
die Welt ist
(und es gibt ein Außerhalb)

Die Welt in der Stadt
ist so
dass die Welt
das geviertelte Viertel ist
(aber es gibt die übrigen Stadtteile)

Die Stadt
ist dem Dörfler
ein bekanntes Phänomen

Das Dorf
ist dem Städter
nur vom Hörensagen bekannt

Dabei entspringt
der Bach
der später als Fluss
die Stadt in zwei Hälften teilt

doch wenig oberhalb nur
von dem Dorf
aber wer macht sich schon
auf den langen Weg

und steigt
aus den Häuserschluchten
über Stock und Stein
bis zur Quelle hinauf

Welten dazwischen

Es stimmt ja wirklich
Die Leute gehen
mit den Hühnern schlafen
und ist es abends einmal laut
wird's schnell zur Sensation
eines Volksfestes
oder zu einer Belästigung
aus Nachbars Garten
Die Rasenmäher wiederum
knattern auch am Samstagnachmittag
und die Traktoren sogar sonntags
über Feld und Flur

Es stimmt ja wirklich
dass die große Stadt
niemals schläft
An jeder Ecke
auf Schritt und Tritt
Bewegung Begegnung
Stimmengeschwirr Sprachengewirr
auch über Nacht
Rasenmäher zu Gesicht
höchstens in einem Park
Traktoren hingegen die ganze Woche
nicht zu erspähen

und selbst der Fluss

nach dem das Tal benannt
dem ich entstamm
hat keine Ähnlichkeit
mit jenem Lauf
den im Oberland
er noch nahm

Ursachenforschung

Durch den
(scheinbar weitaus größeren)
Mikrokosmos Dorf

und den
(scheinbar viel kleineren)
Makrokosmos Stadt

fließt
ein und derselbe Fluss
Er verbindet

diese beiden Welten nicht
Liegt es
am Stauwerk

das auf halber Strecke steht
oder an den Brücken
die ihn dauernd queren

Heinz Kröpfl

Heinz Kröpfl,
geb. 1968, wohnt in St. Michael in Obersteiermark. Seit 1993 siebzehn Buchveröffentlichungen, zuletzt: „Jagdrausch. (K)ein Kriminalroman" (Salzburg: Verlag Anton Pustet 2022). Zahlreiche Veröffentlichungen in Anthologien, Literaturzeitschriften und Zeitungen. Diverse Auszeichnungen und Stipendien.
https://heinz-kroepfl.jimdofree.com/
https://www.facebook.com/heinz.kroepfl.schriftsteller



Bindu-Art-school, V. SUNDARI

Panta rhei – alles fließt

An der Quelle noch ohne Ahnung
von der Mündung
strömt der Fluss, wie lang oder kurz auch immer,
dieser zu,
nimmt breit und schmal, flach und tief,
rauschend und plätschernd, tosend und ruhig,
mäandernd und geradlinig,
sich ständig wandelnd, seinen Lauf und
endet schließlich in ihr,
um in ein größeres Ganzes überzugehen.

Gedanken am kleinen Wasserfall

am Flussufer dem leisen Rauschen gelauscht
gesehen, wie das Wasser über Steine springt
und nachdenklich geworden
unaufhaltsam strömt das Wasser
überwindet unbeirrt Stromschnellen
unbehelligt vom schnellen Strom der Stadt
davon müde sich Menschen ihren Weg
durch den Fluss von Massen bahnen
und durch den Strom der Zeit
oft ruhelos, hektisch, überfordert
sich stromlinienförmig einreihen
und zeitweise träumen vom Landleben

Susanne Roedl

Susanne Rödl,
geb. in Wien, schreibt Lyrik und Prosa, beides auch in Mundart.
Seit 2014 zahlreiche Lesungen, seit 2019 auch Poetry-Slam-Darbietungen.
Buchveröffentlichungen: „Echt Wienerisch - Betrachtungen und Dialoge im Dialekt mit Übersetzung in die österreichische Schriftsprache".
Verlag unartproduktion, September 2014; „Was bin ich? – Rätselreise durch die Natur"
Verlag mymorawa, Juli 2018; (empfohlen für Kinder ab ca. acht Jahren)

From PAIN to PAINT: Die BINDU-ART-SCHOOL ist eine ungewöhnliche Kunstinitiative für, mit Lepra infizierte Menschen, die vom österreichischen Multimediakünstler und Kurator Werner Dornik©, und der Sozialaktivistin Padma Venkataraman (Tochter des früheren Staatspräsidenten R. Venkataraman) im Februar 2005 in Südindien gegründet wurde. www.bindu-art.at
Mit Hilfe ihrer künstlerischen Qualitäten schaffen sich die „Unberührbaren" einen neuen Weg des Lebens, der sie fern von Charity aus dem sozialen Stigma und der Abhängigkeit von Almosen führt.

Peter zieht aufs Land

Von Wien über Tennessee in die Südsteiermark

Michael Benaglio

Frühe siebziger Jahre. Letztes Jahrtausend. Nach dem dritten Bier hing der Kopf von Peter in bedenklicher Schräglage. Er hockte im „Ricon Andino“, einem Szenelokal der Alternativbewegung mit südamerikanischem Touch, in dem sich viele Initiativ- und Dritte Weltgruppen (wie sie damals hießen) trafen. Es hing ein Rauch geschwängerten Frusts in dem Lokal, auch in Peters summendem Kopf. Allmählich gingen ihm und seinen Freunden dieses ganze Wien, diese drecksurrende Großstadt auf den Geist: Autolärm, Abgasgestank, viele ältere, völlig spießige Menschen. Alles grau in grau. Polizeikontrollen. Ein Leben in der Sackgasse, welches sich im Koma-Kreis drehte.

Im „Ricon Andino“ workshopte auch die Arbeitsgruppe „Indianer Heute“, die gelegentlich Vorträge von traditionellen Indianern organisierte. Dabei ging es um Uranabbau, um Bodenschatzabbau ganz allgemein, aber auch um die Missachtung der religiösen Freiheitsrechte der Indigenen. Und: Um eine für die Städter neue Wertschätzung der Natur, von Mutter Erde. Peter ergriff die Gelegenheit beim Schopf und fuhr mit Freunden nach Deutschland, zur verdreckten Weser. Der Mohawk-Indianer Craig Carpenter, ein Vertrauter der Hopi, hielt im Rahmen einer lautlosen Revolution wider den Kehricht unserer Zeit eine Tabakzeremonie ab.

„Die Weser ist verschmutzt, weil unsere Lebensweise auf Zerstörung aufbaut.

Mit Filtern werden wir sie nicht retten.

Die Reinigung der Weser beginnt mit einer Reinigung von uns selbst.

Wir müssen zu den Quellen zurückkehren –

Zu den unseren und denen der Weser.

Mit den Wassern der Fulda werden wir herabsteigen

Und eine neue Welt entdecken – in uns und um uns.-

Man wird uns lächerlich machen wollen

Wie man Indianer lächerlich macht und andere Urvölker der Erde.

Wir aber werden uns geeint fühlen unseren farbigen Brüdern.“

Soweit Craig Carpenter. Peter fühlte sich beseelt, sein Leben schien einen neuen Sinn zu erhalten, der aus den Tretmühen des Alltags hinausragte, sie transzendierte. Die Musiktexte der Bands voller Songs über die Natur, das Landleben. In den USA schufen Hunderttausende Hippies eine Gegenkultur, 1971 existierten bereits 6000 Stammeskommunen, in denen sich radikale politische Ansichten und Aktionen mit neuer, freier Spiritualität verbündeten.

Peter beschloss, in dieses gelobte Land zu reisen. Eine Bekannte aus der Szene, Susanne, fand die Idee toll und schloss sich dem jungen Mann an. Um das Geld aufzustellen, arbeitete sie als Kellnerin in einem der Szenelokale, Peter bei der Post; alles in allem ein netter Job, so ein Briefträgerdasein, wäre nicht das verdammt frühe Aufstehen im gähnenden Morgengrauen gewesen. Arbeit fand Mensch schnell und die Chefs bezahlten meist gut. (Besser als heute.)

Nach fünf Monaten saßen die Beiden im Flugzeug und kämpften sich mit Bussen zu der bekanntesten Landkommune, der „Farm“ in Sommertown, Tennessee durch. 1970 fuhren 250 bunt gekleidete Hippies in 50 alten, schnaufenden Schulbussen und ihrem „Lehrer“ Steven Gaskin von San Francisco ausgehend durch die USA, um den Lebensstil von „Peace and Love“ zu praktizieren. Ein Jahr später kaufte die Gruppe eine Farm in Tennessee. Auf 1750 Acre wohnten 1400 Menschen – die größte spirituelle Stammes-Landkommune des Landes der unbegrenzten Möglichkeiten war geboren.

Susanne und Peter benötigten Zeit, um sich in der neuen, bunten, exotisch anmutenden Gesellschaft der Stammeskommunarden zurechtzufinden. Unterteilt war die gesamte Groß-Sippe in 50 Wohngemeinschaften. Es existierte ein eigenes staatlich anerkanntes Schulsystem, das den Schülern eine eigene Zeitung und eigene Rockgruppen zugestand. Wie lebte dieser chaotische Haufen meist junger Menschen? Vor allem von der Landwirtschaft (auf der Farm wurde nur vegetarisch gegessen), aber auch von Kommune eigenen Baugesellschaften, einem Verlag, dem Vertrieb von Sojaprodukten etc... Forschungen zur alternativen Energie, vor allem zur Sonnenenergie, wurden hurtig und erfolgreich vorangetrieben. Die Arbeitszeit nicht geregelt, Geld intern ausgeschaltet. Gemeinschaftseigentum war Trumpf, eine Kommune Bank verwaltete das Kapital, eine Kommune Klinik stellte eine hochqualifizierte ärztliche Versorgung bereit. Ein Ältestenrat aus 25 Personen bemühte sich, einige Strukturen in die wild wogende Menge zu bekommen. Jeden Sonntag: Gemeinsame Meditation, bei der es Susanne schwerfiel, ruhig auf der Wiese zu sitzen, wenn sie von Hummeln besucht wurde.

Die Farm gründete 1974 die internationale soziale Hilfsorganisation „Plenty“. Mit dem Überschuss, den die Farm produzierte, wurde Armen in den USA (z.B. Bronx, New York) und Völkern in Guatemala und Bangladesch im Sinne der Hilfe zur Selbsthilfe geholfen. Motto: „Für uns, für die Kinder des kosmischen Zeitalters, stellt sich die Aufgabe, den Naturvölkern der Erde bei ihrem Versuch zur Seite zu stehen, Integrität und Identität wiederzugewinnen.“ Gelegentlich wurden Farmhippies bei ihren solidarischen Aktionen für Indianer von faschistischen Militärs erschossen. Und: Tonnen von Nahrungsmitteln wurden an Bedürftige der USA verteilt. Die Farm unterhielt auch freundschaftliche Kontakte zur nordamerikanischen Indianerbewegung. Sie unterstützte den panindianischen „Longest Walk“ nach Washington. Stephen Gaskin reiste mit Indianerdelegationen zur UNO nach Genf und publizierte die radikale, spirituell-politische Irokesenbotschaft an die westliche Welt.

Auf dem Kommunengelände entfaltete sich, wie es Susanne und Peter bemerkten, die frühe Greenpeace-Organisation, die noch ganz im Zeichen indianischer Spiritualität und naturnaher Mystik stand, so fuhren die Greenpeacer auf das Meer, um den bedrohten Walen mit Flöten einschmeichelnde Melodien vorzuspielen. Später kappte Greenpeace die spirituellen Hippie-Wurzeln und mutierte zu einer managergeleiteten, straffen Organisation.

Ziel der Farmhippies war es, den materialistischen American Way Of Life zu verlassen und einen einfachen Lebensstil mit gerechter Güterteilung zu verwirklichen. Klassengesellschaft ade. Für dieses politische Ziel sollte Spiritualität in den Herzen der Menschen lebendig werden. „Es gibt keinen anderen Weg zur Religion als zu sagen, dass die Religion die Verteidigung der Leute gegen den Staat ist!“, meinte Stephen Gaskin.

Wieder in Wien angekommen hingen Susanne und Peter wie gewohnt in den alternativen „Beisln“ ab. Peter bekam das Gefühl, sein Leben fließe sinnlos vorbei. Flaues Magengefühl mit Sodbrennen. Er intensivierte sein Soziologiestudium an der Universität und begann, in der Südsteiermark, wo sich im Raum Arnfels eine alternative Land-Aussteigerszene rund um den „Sternhof“ gebildet hatte, nach einem alten Hof Ausschau zu halten. Relativ schnell wurde er fündig und erstand dank eines günstigen Kredits ein altes Gehöft, in das er sich, später mit Familie (richtig! Susanne wurde seine Frau), an den Wochenenden zurückzog.

Peter benötigte lange, lange Jahre, sich am Land zurechtzufinden. Das Pendeln nach Wien, wo er auf der Universität eine Assistentenstelle ergattern konnte, strengte an und am Land – die relative Einsamkeit, das andere Leben fern aller gewohnten Kultur, behagte ihm nicht so recht. Susanne arbeitete als Lehrerin in der Volksschule von Arnfels. Erst kurz vor seiner Pensionierung söhnte Peter sich mit der sanft gewellten, grünen Hügellandschaft der Südsteiermark aus und entfernte sich innerlich mehr und mehr von den Gefilden der Großstadt, in der sich anschwellende Menschenmassen tummelten.



Bina Gabriele, Coco Chanel, Acryl, Tusche auf LW, 70x50cm

So saß er denn auf der alten Holzbank, ließ das bunte Treiben fröhlicher Singvögel in sich nachklingen und betrachtete die vom warmen, sanften Wind bewegten Blätter hoher Bäume. Genüsslich nippte er an seinem Rotwein, der in einem kleinen Glas vor ihm ruhte. Hoch über Peter die Satelliten, die die Bauern überwachten, ob sie auch brav die EU-Gesetze bei der Bewirtschaftung ihres Grundes einhielten. Sonst regnete es saftige Strafen. Big Brother hatte das Land erreicht. Plötzlich klopfende Geräusche auf einem in der Nähe stehenden, alten Blechkübel. Eine Krähe bemühte sich um Peters Aufmerksamkeit. Er sah einen Zettel, leicht eingerissen, in ihrer Klaue, nahm ihn vorsichtig und las die verwaschene Schrift:

„Jedes Jahr fließen Milliarden an EU-Subventionen, die wir bezahlen, an Agrarriesen. Während Konzerne wie Bayer-Monsanto Gewinne einfahren, werden kleine Bauern in den Ruin getrieben. In fünfzehn Jahren verlor Europa fünf Millionen Bauernhöfe. Grün angestrichene Auflagen, die angeblich das Klima schützen sollen, ignorieren das Recht der Bauern auf einen würdevollen Lebensunterhalt.“

Über einer Baumgruppe, die sich im Licht der Sonne wiegte, der kreisende Flug eines stillen Falken.

Pauline und das träumende Haus

Romanauszug

Nicola Quaß

Das Haus, in das wir zogen, befand sich am Rande des Waldes, dort, wo es schon sumpfig wurde, neblig und feucht. An manchen Tagen schwappte ein süßlicher Torfgeruch zu uns herüber, wie ein sanfter Gruß aus dem Anderswo. Man kann es sich als Refugium vorstellen inmitten einer pastosen Fläche, als eine Traumkapsel

inmitten einer traumlosen Welt. (...)

Das Moor verschluckte alle Geräusche. Ein Habitat aus Tümpeln und Torf, in dem Amphibien lebten, Braunkehlchen ihre Nester bauten, über dem Insekten schwirrten wie ausgehauchte Luft. Da waren Wasserflächen, unterbrochen von dünnen Landstreifen; da waren Wollgräser, in den Himmel gezogen; da ruhten Holzscheite wie erstarrte Alligatoren im zerklüfteten Gebiet.

Die ersten Jahre verbrachten wir fast täglich im Moor. Mit Gummistiefeln, Stöcken und Eimern balancierten wir über den hölzernen Steg, vorbei an Wäldern, wassergetränkten Wiesen und Heiden mit ihren Seggen und Simsen, Binsen und Moos.

Kurz hinter unserem Haus fing das Moorland an. Ein Schild mit der Aufschrift „Naturschutzgebiet“ markierte seinen Beginn. Wer von hier aus in die Tiefe des Moorkörpers dringen wollte, musste zu Fuß weiter. Autos waren streng verboten.

Wir liefen im Gänsemarsch hintereinander her: mein Vater vorneweg, ich hinterher. Und immer hatten wir eine Kamera dabei, um im richtigen Moment einen aus dem Wasser springenden Frosch einzufangen oder einen Hermelin bei seiner Treibjagd. Rückblickend kommen mir diese Momente wie ein einziges Ereignis vor. Damals verschmolz die Zeit zu einem Traumtropfen, der nur darauf wartete, durch einen Urknall erweckt zu werden. Über den Moorsteg gelangten wir irgendwann vom Niedermoor zum Hochmoor. Man erkannte es an seinem faulen, süßlichen Geruch. Ein Tümpel, der sich wie eine Kuppe aus der Landschaft hob – erhaben und still. Da waren Gehölze, Gebüsche, Gräser. Da waren Bäche, die in feinen Linien durch die Landschaft zogen und ihre silbrigen Moorspuren hinterließen, konserviert für die Ewigkeit. Stare kreisten über die Felder, Kiebitze brüteten im Kolk. Nebelkrähen spreizten ihre Flügel über den Torf. Ich hörte das Klitschen und Klatschen der Frösche, das ferne Rufen der Heidelerche, während sich ein Schwarm Mücken wie ein Schattengespinst in die Luft hob.

Irgendwann ging der Laufsteg in eine Aussichtsplattform über. Eine hölzerne, auf Stelzen gebaute Ebene, um die ein wackliges Geländer herumführte, an dessen Ecken Fernrohre befestigt waren wie kleine Kanonen. Manchmal warf ich eine Münze hinein und holte das Moorgebiet so dicht es ging an mich heran. Dann betrachtete ich fasziniert dieses Puzzle aus Wasser und Land, ein nach allen Ecken verlaufenes Aquarell.

Jedes Mal, wenn wir diese Stelle erreichten, veränderte sich die Stimmung, und ein Lächeln trat in das Gesicht meines Vaters. Als ob das Moor eine schwere Last von ihm genommen hätte, tänzelte er über die hölzerne Fläche, riss die Arme in die Luft und verkündete: „Jetzt befinden wir uns im Auge des Moores.“

Das Moorauge war eine Wasseransammlung inmitten des Hochmoores. Ein aus dem Moorkörper gewachsenes Biotop, mit einem jahrtausendealten Geheimnis. Anfangs begriff ich nicht, warum es so hieß. Ich sah nur Wasser, um das ein paar Gräser wuchsen, ich sah nur weites, ungefähres Land. (...)

Irgendwann ließen unsere Moorbesuche nach, ohne dass ich den Grund dafür benennen konnte, aber es geschah etwa zeitgleich mit der Entstehung der Siedlung um uns herum, durch die das Moor immer mehr aus dem Blickfeld geriet. Jahre später wurde es Stück für Stück trockengelegt und neu bebaut. Dort, wo das Schild „Naturschutzgebiet“ stand, führte eine Schnellstraße in den nächsten Ort und verschloss das Moorauge für viele Jahrzehnte für die Welt. Anstatt der Stille, die uns einst an den Rand des Sumpfgebietes geführt hatte, zog je nach Windrichtung ein gleichmäßiges Motorensummen zu uns herüber. An solchen Tagen blieben die Fenster geschlossen, und **wir zogen uns in das Innere des Hauses zurück,** wo wir der Stille nachspürten, die uns abhandengekommen war.

In meinem Vater lebte das Moor wie ein Phantom weiter. Viele Jahre sah ich ihn traumwandlerisch durch die Straßen tänzeln, mit einem ins Jenseits gerichteten Blick. In diesen wenigen Sekunden, die zwischen seinem Anblick und dem anschließend geschossenen Foto lagen, fiel der erste Schnee. (...)

Donauabend

Glimmende Irrlichter brausen durch meinen Kopf
Und das ist die Wahrheit, die irgendwo zwischen
Donau und Kahlenberg in den Reben wohnt
Dort, wo das Sein stillsteht.
Bläulich schimmert unten nur das Wasser,
seidig glitzert der Wogen Schein.
Schifflein wie Perlen aus Samt.
Ich muss wohl früher ein Schwan gewesen sein.
Ein Schwänlein, so weiß wie die Nacht,
Deine Sterne mich damals so lieblich gemacht,
Mein Herz, ja es rudert, es atmet empor,
ach wie komm ich mir wunderbar einsam hier vor.
Ein Glas noch, mein Freund, das Dunkel bricht an,
an das ich mich gerne gewöhnen kann.

dunkle stadt

erloschen ist des tages schimmer,
die werke sanft im abseits ruh'n
gräulich bedeckt sind mir die sinne,
so schwer des schaffens täglich tun

der herbst umschließt das ferne scheinen,
und nur weit weg ein leuchten brennt
zu müd´zum lachen, handeln, weinen
novemberhaft mein firmament.

die gräber bar noch weißer schleier,
die felder grau noch und nicht weiß.
drüben und hier verschwomm'ne reihen,
die erde feucht, einsam der kreis.

das sehen, wollen, fordern, klagen,
alles verstummt im schutz der stadt.
alles getriebe, schreien, zagen,
blickt stumm auf diesen ort herab.

dies sollt' ich tun und jenes lassen,
anstatt zu schauen und zu sein.
doch eines tages wird uns fassen,
was durch die stadt schon ragt herein.

soll ich nun leben die sekunde,
und wandeln in dem frohen sinn?
oder mich prüfen auf die stunde,
in der ich selbst ein städter bin.

Forellen der mürz

Forellen der mürz ihr hascht nach den fliegen
Der wald ganz schwarz schon und das
Wasser so frisch
Ich blicke nicht auf die uhr
Viel kühler die nacht als in wien
Rauschende mürz dein gold ist die nacht
Deine gedanken trägst du
Hinfort von den menschen die sorgen trägst du
Hinweg in das morgen
Das gestern das heute
Dein fluß ist die wahrheit
Die einzige wahrheit auf erden
Blitzschnell und geruhsam
Azurschwar der himmel
Doch dort in den bergen da
Blitzt schon ein stern.

Elmar Mayer Baldasseroni

Elmar Mayer-Baldasseroni:
Geboren und aufgewachsen in der Obersteiermark (Jahrgang 1977), interdisziplinäre Promotion in Genetik und Bioethik 2005 (Uni Wien). Laufende literarische Publikationen, u. a. der Debutroman ‚Die Hinrichtung' (Sisyphus, 2013), von FM4 als ‚Buch des Jahres' tituliert. Mitglied der GAV, diverse Stipendien, Artist residencies sowie Ausstellungen als bildender Künstler.

Die Mur bei Čakovec

Die Mur ist
einem Mädel ähnlich:
mal ungezähmt,
mal eingedämmt
mal fein gekämmt.
Mal rauschend und wild
mal leise und mild.
Mal das Gesicht mit Schlamm bedeckend,
mal das Herz in leisen Strom versteckend.
Ihre Seufzer unterdrückend,
ihre Wellen ungezwungen,
Weidenäste sanft umspülend
Wolkenschatten lächelnd spiegelnd....

Jadranka Gros

Nicola Quaß, geboren in Wetzlar, Studium der Rechtswissenschaft. Arbeitet hauptberuflich als Syndikusrechtsanwältin. Schreibt Lyrik und lyrische Prosa. Zahlreiche Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien. Zahlreiche Literaturpreise. Lyrikdebüt: „Nur das Verlorene bleibt" im hochroth Verlag Heidelberg. Mit Geraldine Gutiérrez-Wienken übersetzte sie Gedichte von Mónica Francés aus dem Spanischen („Yo sueña | Ich träumt", hochroth Verlag Heidelberg, 2022). 2024 erschien ihr zweiter Gedichtband „Moorland" im dr.-ziethen-verlag. Für den Herbst 2025 ist das Erscheinen ihres Romandebüts Hungergesang bei kul!-ja publishing Erfurt geplant. Lebt in Düsseldorf. https://www.literaturport.de/lexikon/nicola-quass/



Bindu-Art-school, E. RAMAMURTHY

Nepomuk

Mühlgasse Mühlbach
irgendwo in der Nähe wurde wohl
einmal Getreide verarbeitet
für das tägliche Brot
und der Bach rauscht an einer Wehr
gewaltig wie ein Wasserfall
als möchte er auf sich aufmerksam machen
als möchte er nicht übersehen werden
wo er doch so bald
wieder verschwinden muss
unter dem Asphalt der Straße
unter einem Parkplatz
gebührenpflichtig zwischen acht
und achtzehn Uhr
doch der Mühlbach rauscht
sogar sonntags

Germanennasen

die Schwechat riecht manchmal
durchaus streng
an manchen Tagen das kommt
vom Schwefelwasser
der Heilquellen und auf den Brücken
und auch in der Stadt
kann man dann durchaus
etwas die Nase rümpfen
die Langobarden
die hier siedelten
nannten sie *die Stinkende*
und da kann man wohl sagen
die haben es gerade notwendig
die Burschen
die ihren Wein
gelegentlich
aus Totenschädeln tranken

Luftblasen

glasklar rieselt das Wasser
hoch über die alte Klause
und die Föhren spiegeln sich
zu einem zweiten Ufer
und der schillernde Fisch
wünscht endlich zu ertrinken
Luftblasen aufsteigen zu lassen
als Gruß an die blauen Libellen
an die Krähe
die auf dem morschen Ast sitzt
an die Joggerin den Radfahrer
er denkt an Triton
an Undine
an das lange Rasten auf den Kieseln
doch einem Fisch ist das Ertrinken
nicht gegeben
seit je

Thaya in Raabs

so glatt die Oberfläche des
Wassers kaum bewegt es
sich und
der Fluss wäre wie ein
grünbrauner Spiegel wenn
nicht da und dort
die Fische springend
und zurückplatschend Wellen
erzeugten
sie schnappen nach Fliegen die ohnehin
sehr lästig sind im Spätsommer
nicht zu verscheuchen und zu
schnell noch um erschlagen zu
werden sollen sie schnappen wenn
auch der grünbraune Spiegel
seine Schärfe verliert wenn das
Bild der Burg sich kräuselt das
Bild aus alten Zeiten mit den Mauern
und den Grafen aus Nürnberg
muss nicht alles so
genau sein wenn zumindest ein paar
der Fliegen nicht mehr surren und
vielleicht sogar die eine oder andere
Gelse

Erich Schirhuber

Erich Schirhuber, geboren 1955 in Bad Vöslau, lebt Maria Enzersdorf und Baden bei Wien.
Studium der Germanistik, Dr. phil.
Journalist, Literaturkritiker, Verlagsangestellter, Bibliothekar, seit 2012 freiberuflich.
Zahlreiche Veröffentlichungen in Zeitungen, Zeitschriften und Anthologien in Österreich, Deutschland, der Schweiz, Belgien und – in Übersetzung – in Italien und Ungarn, in ORF und RAI.
Bisher neun Lyrikbände, eine Novelle und ein Kochbuch, zuletzt: Ausgewählte Lyrik. Wien 2025
Essays zur Literatur und zum Buchmarkt. Mitherausgeber einer Edition unveröffentlichter und verschollener Texte von Stefan Zweig (bisher sieben Bände)
Lesungen in Österreich, Deutschland und Italien.
Mitglied beim „Podium Neulengbach", beim österreichischen PEN-Club und den „Österreichischen Dialektautorlnnen"

STEIERMARK

Danksagung eines Heimatlosen

Auf meinem Flug
Über die Berge und Täler
Dieses blauen Planeten
Heimatlos
Ein Wanderer
Zwischen Zeiten und Räumen
Moden und Traditionen
Zwischen Zukunft und Altem
Geronnen in Staub und Stein
Hast Du mir
Für einen Abschnitt
Meines exzentrischen Lebens
Schutz gewährt.

In Deinen Tälern
Reiften meine Kinder heran
Auf den windgebeutelten Höhen
Deiner Berge
Traf ich den Geist
Der das Leben beseelt
In Deiner Hauptstadt
Küsste ich in rauschenden Nächten
Wunderbare Frauen
Die mir den Kelch
Ihrer Liebe reichten.
In Deinem System
Fand ich Arbeit.
Du gewährtest mir Existenz
Gabst dem Wind ein Zuhause
Ein Zimmer der Ruhelosigkeit
Einen Wanderweg
Für ewig rauschende Sehnsüchte.
Das Wild
In Deinen einsamen Wäldern
Die schroffe Gebirge säumen
War meine Kraft
Im Spiegel Deiner Seen
Sah ich mein Gesicht
Aufgespannt
Im Wellenspiel der Geschichte
Zitternd im Mosaik meiner Jahre.
Auf dem Schlossberg
Nahe dem Uhrturm
Blickte ich hinab
In ein Lichtermeer
Wogend, pulsierend
Gegenwart träumend
Vergangenheit singend
Zukunft umarmend.

Berührung:
Blonde Haare rahmten
Einen warmen Mund
Zungenkuss
Unter aufgespanntem Sternenhimmel
Wärme einer Frau
Sinnlicher Körper
Floss durch mich.
Meine Kinder:
In Deinen Fluren geboren.

An den Stränden der Meere
Über die Berge
Durch die Täler
In den Schluchten
Der großen Städte
Wandere ich
Den Blick auf den fernen
Sonnenlicht gesegneten
Verheißungsvollen Horizont gerichtet.
Aus meinen Wunden rinnen
Tausende Geschichten;
Fernweh, Weltenbummler
Dharma Bum.
Mir Ruhelosem
Hast Du den Klang
Deiner vielfältigen Landschaften gegeben
Die Lieder
Deiner Dörfer und Städte.

Ich sitze
Auf einem
Deiner vielen Plätze
Blättere in Zeitungen
Trinke einen Obstler
Proste Dir zu.

Michael Benaglio



Coverbild von: „Die Rückkehr der Einhörner", Gabriele Bina



Foto: Tanja ZimmermannKüche im Südburgenland mit Lanzarotemotiv-Foto

Fluchtversuch

Wie gefangen in den oft grauen Planquadraten
städtischer Hochhäuser
scheint es vielen Bewohnern dort kaum möglich,
sich einem Gefühl hamsterradartiger Monotonie
und des Stillstands zu entziehen.

So mögen doch viele von ihnen immer wieder mal
-zunächst in stiller Stunde geistig-
einige Momente im Park mit seinen Bachläufen zu
verbringen,
um ein wenig über den Tellerrand des Alltags
hinausschauen zu können
und ein wenig Freiheit zu atmen,
sodass im Innern eine kleine Erhebung
vonstattengehen mag,
die am kommenden Morgen gewandelt in den Tag
schauen lässt.

Helmut Bölling

Himmel lass Dich umarmen

Gedanken voller Taten
so aufgebracht im Streben
voll der Energie im Leben
welch machtvolles Dasein
wird der Augenblick erfasst
in ganzer Lichtbreite
oder auch Dunkelseite
Hauptsache am richtigen Ort
vollbewusst zu jeder Zeit
das ist für ein frohes Leben
ein selig Geleit

Dorothea Schafranek,
us: „spirit“, edition sonne und mond

Im Gras von Heidenreichstein

Während Mozart posthum
- und gegen seinen Willen -
Salzburg mit Mozartkugeln überrollt,
während Schubert in Schubertiaden
fröhliche Urstände feiert,
während sich Burgen, Ruinen, Arkaden,
unter der Last der Musik biegen,
sitze ich im Gras bei Heidenreichstein,
blase auf meinem Kamm,
während die Tochter, der Sohn,
mir auf Maultrommeln
erstklassig assistieren.
Zum Glück hört uns niemand!
Nur ein Schwan schlägt,
aufgescheucht, die Flügel,
ein armer Fisch im nahen Teich
schnappt nach Luft...
aber das kann auch von der
argen Ozonbelastung herrühren.
Und dass sich heute
- bis auf einige wenige Samtfußkremplinge -
keine Pilze zeigen,
führen nur böseste Zungen
auf unser vergnügtes Terzett zurück.
Niemand ist vollkommen.
Nobody perfect.

Brigitte Pixner

Brigitte Pixner,
Wienerin, Juristin, verheiratet mit Gottfried Pixner, zwei Kinder. Schreibt Lyrik, Erzählungen, SF. Sechs Jahre Herausgeberin der Literaturzeitschrift Bakschisch. Buchpublikationen: Zuletzt „Prost Harry - heitere Erzählungen“ sowie die Gedichtbände: „Plötzlich schmeckt alles nach Wahrheit“ als auch „Unterm grünen Regenschirm“, beide bei Berger, Wien-Horn.

Im Dorf Hemis Shukpachan

Lieselotte Stiegler

Meme – Großvater

Haya, der alte Name von Hemis, bezeichnet den Granitstein in den Betten der Wasserbäche. Shukpa heißen die Wacholderbäume.

Der Wacholderwald ist eine Seltenheit in diesem Dorf. Die Bäume werden in der buddhistischen Philosophie sehr verehrt, sie gelten als Sitz der Schlangengeister.

In Hemis Shukpachan treffe ich Tundup Paljo. Er ist 86 Jahre alt. Seine Augen sind die Augen Ladakhs, in denen sich Geschichten, Legenden und Weisheit spiegeln.

Stolz trägt er seinen Pho-Tib, ein hoher Hut mit aufgebogenen Ohrenschützern und seinen Kann-Tob, ein lang gewobener Wollmantel.

Ich sitze mit einer Tasse Buttertee neben ihm, blikke auf seine faltigen Hände, die den Gebetskranz mit 108 Perlen durch die Finger gleiten lassen, während er betet.

Om mani padme hum... Er ermuntert mich, mitzubeten. Die menschliche Nähe in der Küche, die das Zentrum der Familie und der einzig geheizte Raum im Winter ist, vermitteln ein tiefes Gefühl der Zusammengehörigkeit.

Er beginnt zu erzählen vom König Yamyang Mamgyal, der laut Legende einen Bewässerungskanal in Hemis Shukpachan anlegen wollte. Er wurde schwer krank und von bösen Schlangen, den Nagas befallen. Ein Yogi betete für ihn und bald darauf spuckte der König die Schlange aus und war geheilt. Einmal im Jahr hält ein Mönch aus Rizong einen einwöchigen Gottesdienst ab, um die Schlangen friedlich zu stimmen.

Großvater schenkt mir Chang ein – ein süßes Gerstenbier und von den Ladakhis so geliebt wie der Buttertee. In der Mitte des niedrigen Tisches, um den bunte Matratzen liegen, steht die Gebetsmühle, die den ganzen Abend gedreht wird.

Gebetsmühlen sind mit langen Papierstreifen gefüllte Zylinder, auf denen heilige Verse stehen.

„Lausche den knorrigen Stämmen der Wacholderbäume“, sagt Großvater. „Sie erzählen vom Ursprung und der Mündung aller Flüsse, die jeden Wassertropfen in seinem Sein mit dem Universum verbinden.“ Die Abendstunden kriechen um das offene Feuer, ich lausche der Stimme Großvaters:



Foto: Chris Pauli, Pferd

In einem wunderschönen Tal in Hemis Shukpachan wuchsen viele Wachoderbäume.

Auf einem Felsen stand das kleine Dorfkloster Avalokiteshvara Tempel und der großen Statue des Bodhisattvas des Mitleids.

Wenn die Wacholderbäume erwachten, blickten sie alle zum Tempel.

Buddha gab ihnen jeden Morgen ein kleines Wort auf den langen Weg zur Weisheit.

Eines Nachts hatte der Wacholderbaum, der in der Mitte stand, einen Traum. In diesem Traum glaubte er ein Wort zu hören, das viel größer war als die Worte zuvor und er bekam das Gefühl, dass Buddha ihm näher war als allen anderen Bäumen. Ab diesem Morgen begann er schneller zu wachsen als die anderen Bäume und bald darauf wurde er der heilige Baum genannt.

Da geschah etwas in einer wunderschönen Nacht. Die Blätter der Bäume leuchteten silbern im Licht des Mondes. Plötzlich fiel eine blaue Blume vom Himmel auf ein Blatt des kleinsten Baumes.

„Eine fremde Blume wächst auf deinem Ast. Du hast den Weg Buddhas verloren, bist ein Fremder“, spotteten die Bäume und die Menschen.

Der kleine Baum antwortete nicht. Er blickte zum Tempel in die Augen Bodhisattvas. Jede Nacht fielen nun auf den kleinen Baum blaue Blüten bis er zur größten Blume wurde.

Eines Tages verschwand diese für immer. Sie war zu groß für die Menschen auf der Welt.

Doch manchmal kann man sie sehen in den Augen Bodhisattvas.

Großvaters Stimme wurde leiser. Er blickte aus dem Fenster zum Tempel.

Ich drehe an der Gebetsmühle.

Wind in meiner Hand
im dichten Nebel zähle ich
die Spuren einer Welt
Träume steigen
aus den Wacholderbäumen
und säen Illusionen
über Sichtbares im Unsichtbaren.

Lieselotte Stiegler,
geboren 1950, lebt in Wien und Kerala/Indien. Schreibt Lyrik, Kurzprosa. Veröffentlicht in Antologien: „Podium“ Wien,
„Lichtungen“ Zeitschrift für Literatur und Zeitkritik Graz
„Entladungen“ Literaturzeitschrift der Arbeitsgemeinschaft Autoren in Wien
„Die Kunst der Flucht“ – Steirische Verlagsgesellschaft
„Zwischen Zeit und Raum“ Lyrik United p.c. Verlag
„Meine Sehnsucht wandert mit dem Sand“ Lyrik – Edition Sonne und Mond, „Die Seele der Erinnerung“, 2023

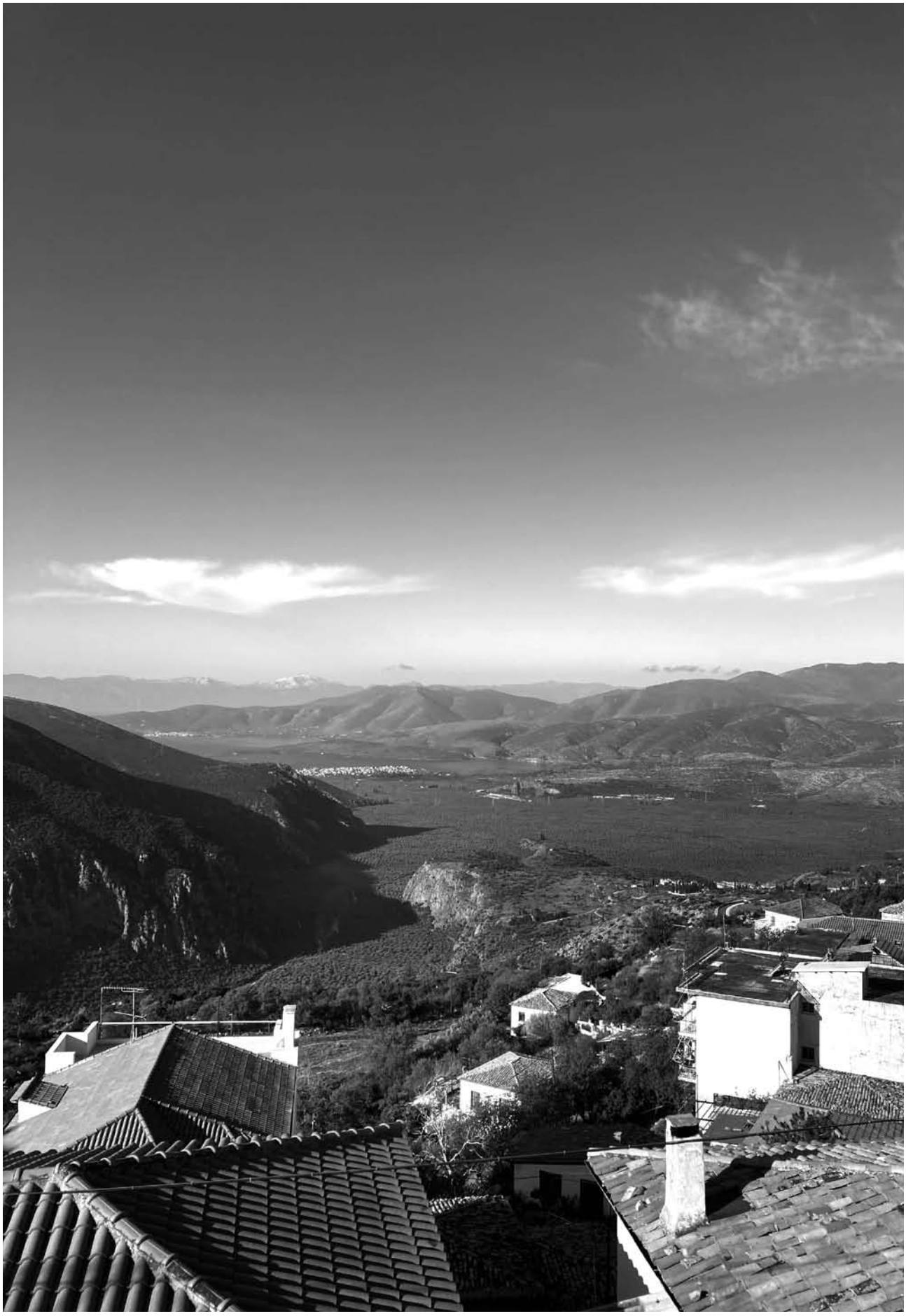


Foto: Michael Benaglio, Delphi, Golf von Korinth



Ein Blatt ganzheitliche Ästhetik

Rationalität und Wunderbares

Manfred Stangl

Johann Christoph Gottsched (1700 – 1766) zählt den sogenannten Rationalisten zu, also den Gelehrten, die im Zuge der Aufklärung ebensolche strengen, vernunftbasierten künstlerischen Erzeugnisse forderten wie Mathematik und die Naturwissenschaften hervorbrachten. In seiner Schrift „Versuch einer kritischen Dichtkunst“ beeinflusste er die Kreativen seiner Zeit, und es gelang ihm sogar, die Oper von der Bühne zu verbannen, da Musik und Tanz auf der Tribüne ihm ein Gräuel waren. Gottsched ging so weit, gar Shakespeare zu einem schlechten Dichter zu erklären, da dieser einen Geist auf der Bühne auftreten ließ – eben Hamlets Vater –, was größere Geister, wie Goethe einer war, dann scharf zurückwiesen. Der erkannte im englischen Genie den sprachmächtigsten Theaterautor der Weltliteratur.

Durch Mozart und Gluck blühte die Oper glücklicherweise wieder auf. In der Literatur entbrannte der Kampf der Vernünftler gegen die „Phantasten“ in voller Härte.

Als Zeitgenosse Gottscheds lehnte etwa der Züricher Professor Johann Jakob Bodmer (1698 – 1783) die rigide Haltung des Aufklärers ab und wies in seiner Schrift „Abhandlung über das Wunderbare“ darauf hin, dass Phantasie, Gefühl und das Wunderbare ebenfalls in der Dichtung ihr Recht hätten.

Auch Friedrich Gottlob Klopstock (1724 – 1803) trat der verstandesmäßigen Dichtung entgegen. Er verschaffte Gemüt, Phantasie, dem Herz und der Hingabe ans Göttliche Geltung. 1748 wurden die ersten Gesänge seines religiösen Gedichts, „Messias“ publiziert, wofür er Anregung durch Miltons (gest. 1674) „Verlorenes Paradies“ erhielt. Erst nach 30 Jahren erschien die Gesamtausgabe der zwanzig Gesänge. Gegen den nüchternen Stil der Rationalisten setzte Klopstock eine würdige, erhabene und bilderreiche Sprache voll Rhythmus und Wohlklang.

Mit Goethe und Schiller folgte eine der Hochblüten deutschsprachiger Literatur. Sittliche Reife, Harmonie, Anlehnung an antike Formen fanden in der Weimarer Klassik ihren Höhepunkt. Wo Goethe sich in seinen späteren Jahren übrigens gegen die Romantiker wandte, warnte er vorm Übermaß an Phantasie, das zu Lebensuntüchtigkeit führen mochte, wie viele deren Vertreter durch ihr Scheitern bewiesen.

Wie unaufhaltsam die Erkenntnisse der Naturwissenschaften das Geistesleben beeinflussten, lässt sich durch die Passage aus dem Roman „Heinrich von Ofterdingen“, aus der Feder des großen Romantikers Novalis (1772 – 1801) erschließen.

„Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
sind Schlüssel aller Kreaturen,
wenn die, so singen oder küssen
mehr als die Tiefgelehrten wissen,
wenn sich die Welt ins freie Leben
und in die Welt wird zurückbegeben,
wenn dann sich wieder Licht und Schatten
zu echter Klarheit wieder gatten
und man in Märchen und Gedichten
erkennt die wahren Weltgeschichten,
dann fliegt vor einem geheimen Wort
das ganze verkehrte Wesen fort.“

Auf die Romantik folgen Realismus und Naturalismus, die manchmal dazu neigen, den Menschen grob zu psychologisieren, sicherlich mit dem Mehrwert, das Leben einfacher Menschen in ihren oft tristen Lebensumständen zu zeigen. Die Psychologie eines Henrik Ibsen übrigens ist umwerfend und tiefgründig.

Bei Tolstoi findet in „Krieg und Frieden“ eine majestätische Rückausrichtung auf die Spiritualität statt, in der eindringlich geschildert wird, wie die Folgen von Hass und Unbarmherzigkeit auf einen selbst zurückschlagen.

Doch der Fortschritt ist nicht aufzuhalten. Lokomotiven brausen über abgeholzte Wälder. Die Industrie entsteht, frisst das Land in ihrem Bedarf nach Holzkohle für den Betrieb der Dampfmaschinen. Verarmte Massen ziehen vom Land in die Städte, verdingen sich dort als Industrieproletariat, das in Slums weiter verelendet. Peter Rosegger erschließt uns die Folgen der damaligen Landflucht, lässt uns in „Weltgift“ tief in die zerrütteten Seelen nihilistischer Eiferer blicken. Der Naturalismus macht uns, wie in Zolas „Germinal“, das Elend der Kohlebergarbeiter greifbar, wobei ähnliche Argumente wie heute zu hören waren, dass zum Erhalt der Wettbewerbsfähigkeit die Gürtel enger zu schnallen wären (1885).

1866 malte Gustave Courbet ein Bild einer nackten Frau mit gespreizten Beinen mit dem Titel „Der Ursprung der Welt“. Zumindest verhüllten noch Schamhaare das bloßgestellte Geschlecht ein wenig. Ein verirrter Feminismus heute in der Kunst förderte die Selbstvermarktung weiblicher Sexualität bei gleichzeitigem Aufmerksamkeitsökonomismus. Alle Geheimnisse haben gelüftet zu werden in der aufgeklärten Wirklichkeit des Elektronenmikroskops und der Genmanipulation. Und nach dem eiskalten, gnadenlosen Blick des Atomtechnikers ▶

alle Gesichter geliftet.

Autoren wie Jules Verne (1828 – 1905) beginnen ihre mondänen Abenteurer in 80 Tagen um die Erde reisen zu lassen, der Mond und Mutter Erdes Leib werden kolonialisiert. In der Entwicklung der klassischen Moderne wird die immer unerbittlichere Abwendung von Seele und dem intuitiven Geist sichtbar, während allein der Intellekt, die eisige Vernunft Bestand haben darf.

Arno Holz 1863 – 1929 formulierte als Naturalist und Impressionist:

„Unsere Welt ist nicht mehr klassisch,
unsere Welt ist nicht romantisch,
unsere Welt ist nur modern.“

Die neuzeitliche Trennung von Geist und Körper, Seele und Mensch, Materie und Geist, die bereits Rene Descartes (1596 – 1650) postulierte, erreicht ihre rüdeste Hochblüte in der Gegenwartsliteratur, in der Autoren und Autorinnen, die mit Zynismus, Nihilismus und absoluter Seelenlosigkeit auf die Welt hinunterschauen, Literaturpreise einheimsen, und – trotz manch gelungener sozial-kritischer Publikation, die glücklicherweise gewürdigt wird – zur Hochliteratur nur das zählt, was sich sprachlich und inhaltlich unter die Abgründe des menschlichen Seins tief bückt.

Nicht von ungefähr muss fast jeder Autor heutzutage mit einem Krimidebüt reüssieren, denn der Buchmarkt verlangt leicht zu lesende Romane und die zerstückelte, geschundene moderne Welt Krimis, in denen man stellvertretend morden, stechen und hauen darf, um die allgewaltige Angst zu projizieren und am Opfer auszulassen. Auch feministische Horroraction steht hoch im Kurs. Der Krimi führt letztlich den Sinn des Romans ad absurdum, war ja dessen Ideal eine zusammenhängende und verstehbare Welt nachzuschöpfen. Wie z.B. Milan Kundera in seiner Romantheorie festhält, dass in einer zersplitterten Welt ohne Werte wenigstens der Roman ein Ort sein kann, in der sich Welt versammelt. Der Krimi verflacht die Welt zur Täter- Opferbeziehung. Auf solch Weltscheibe leben wir heutzutage.

Der herrschende Literaturapparat wirkt strenger als es kaiserliche Zensurbehörden vermochten. Was nur irgendwie in den Verdacht von spirituellem Odeur kommt, wird als esoterisch, naiv, unmodern, unzeitgemäß, anrüchig schlecht und damit literaturunwürdig abgelehnt. Ausnahmen bestätigen die Regel, sind aber mehr als selten. Fachjurys grenzen Spiritualität ohne Zögern als unmodern aus: welch Lächerlichkeit, beweist solch Gebaren ja ideologische Einengung der universitär geschulten Literaturrichter und entlarvt ihre völlige Unkenntnis von Literatur im Unterfangen, allein durch das Bewerten des Inhalts von Texten deren (Nicht-)Qualität zu deklarieren. Wobei schon Inhalte zu haben, oftmals den nihilistischen Traditionalisten als Ausschließungsgrund gilt. Ob etwas gut geschrieben ist oder nicht, spielt keine Rolle. Klingt ein Text „esoterisch“, fallen die Rollos. Über die Form zeitgeistgemäß zu urteilen, ergibt ebenso wenig Sinn, überschreitet die ganzheitliche Dichtung doch die Moderne-Prinzipien, wird aber eben – ohne gelesen zu werden – gleich als rückständig deklassiert.

Die Beiräte in den diversen Ämtern von Bund und Städten erledigen ihre Pflicht gleichfalls hervorragend; in den Redaktionsstuben der Kulturblätter verrichten ferner akademisch geschulte Intellektuelle ihre Arbeit sachgemäß. Literatur- und Kunsthausbürokraten sowie leitende Beamte in den germanistischen Fachbibliotheken werfen sich als Heroen der Phalanx der Zensoren in die Brust – nichts dringt ans breitere Licht der Öffentlichkeit, das irgendwie an Ganzheit, Lebendigkeit oder gar direkte Spiritualität erinnert. Wenige Aufgeschlossene in den Kulturabteilungen und -ämtern agieren anders.

Die Verflachung des Geisteslebens und die Eindimensionalität der Gegenwartskunst und -literatur sind, wie der fehlende Diskurs über eine positive Zukunft der Menschheit, die unausweichlich harschen Folgen.

Hoffen wir aus vollem Herzen, dass ganzheitliche Literatur, dass holistische Kunst die Erde und den Kosmos wiederbeleben, mögen die Einhörner die fabelhaften Vorboten sein.

Aus dem Nachwort v. „Die Rückkehr der Einhörner“
Rezension auf S. 61

Der Sommer und die Grillen

Wir versuchen, das Zirpen zu entzirpen,
die Existenz des Unsichtbaren zu erklären.
Aber wir wollen sehen,
wie sie ihre Sehnsüchte auspressen
wie sie heiß, geil, matt aufeinanderliegen
zittern
wieder und wieder
wie sie Nacht und Nebel zum Beben bringen
uns beunruhigen, berühren.
Und der Sieger, von wem wird er bejubelt?

Sind es kleine Vögel, Insekten, Käfer?
Keiner hat eine Grille gesehen
wir lauern unter dem Baum, sehen nichts,
wir schütteln die Äste, vielleicht
fallen sie herunter wie die Nüsse. Nichts fällt.
Nur die Zweige sind Zeugen.

Wir sind irritiert, googeln und erschrecken.
Heuschrecken? Schwarz wie die Schaben.
Nicht dass wir Vorurteile hätten,
das Singen lernten sie ausgezeichnet.
Was bleibt?
Der Sommer in den Ohren, unsere Sehnsüchte
und die Gewissheit
in den Bäumen steckt ein echtes Leben

Irena Habalik

Stilleben Stadt - Land

Kälte klirrend
In den Kanten des fahlen Schnees
Knirschende Schritte
Aus dem Dunst grauer Städte
In die Weite des Lands.

Letzte Strahlen weißer Sonne
In dünner Luft
Ein leiser Strich auf dem felsigen Grat der Berge
Eiskristalle an Fenstern und Türen
Rauchwolken aus schweigenden Schloten.

Grauer Dreck, Erbrochenes
In düsteren Straßen
In denen der letzte Punsch verraucht
Und die Holzhütten der Weihnachtsmärkte
Auf farblose Lastwagen geworfen werden.

Fernes Straßenlicht, tonlos,
Das Echo der Winternacht
In den verlassenen Straßen
Deren Rücken sich spiegeln
Im endlos klaren Sternenzauber
Hoch oben
In versinkender Tiefe
Geheimnis durchdrungen.

Michael Benaglio

Irena Habalik,
stammt aus Polen, lebt in Wien. Mehrere Gedichtbände, zuletzt „Male dein Schweigen: Gedichte". Ludwigsburg: Pop Verlag, 2021. Näheres unter https://irenahabalik.wordpress.com/.



Einhörner, G. Bina

Ein Spiegel der Identität

Ich wuchs, wo Häuser eng an Schatten lehnen,
wo Stimmen durch die Gassen fließen, sacht.
In Lichtern, die in dunklen Straßen brennen,
lag stets die Sehnsucht nach der weiten Nacht.

Ich floh, wo Wiesen ihre Arme breiten,
wo Wind die Wälder wiegt in sanftem Lied.
Doch selbst im Rauschen all der Einsamkeiten
spür' ich die Stadt, die mich nie ganz entließ.

Der Fluss, er trägt mich fort in stummen Wellen,
er fragt nicht nach, woher ich wirklich bin.
Sein Gang, ein Wandern zwischen beiden Stellen,
der Ursprung fließt mit jedem neuen Sinn.

So trägt mich Stadt, so hält mich Feld und Auen,
mein Name lebt in Steinen wie im Tauen.

Ein Lied des Stolzes

Die Stadt erhebt sich hoch aus Mauertrümmern,
gezeichnet von der Zeit, doch ungebrochen.
Ihr Herz pocht weiter, trotzt der lauten Stimmen,
die einst in dunklen Kriegen fälschlich sprachen.

Das Land, es schweigt nicht, atmet
durch die Felder,
hält fest die Wurzeln, tief in dunkler Erd'.
Es trotzt der Jahre, wächst in neuen Wäldern,
doch niemals fremd, denn Heimat bleibt bewährt.

Und sieh, der Fluss, der rauschend Lieder singt,
kein Grenzstein hält ihn auf in seinem Lauf.
Er trägt, er gibt, doch nie, dass er verschwindet,
sein Strom bewahrt, was einst entstand aus Staub.

So steh ich fest, aus Stadt und Land geboren,
der Fluss trägt fort, was nie verloren.

John Patrick Platzer

John Patrick Platzer, geb. 1988 in Indonesien, lebt in Kärnten. Lyriker, Militär-Rapper und Anerkennungspreisträger des Kärntner Lyrikpreises 2024. „Cara und Sternenbank" edition Sonne und Mond, 2025.

Tanja Zimmermann: Geb.1975 in Graz, lebt im Südburgenland, Sozialpädagogin/ Flüchtlingsbetreuung/ div. Integrationsprojekte, sozialkreative Projekte; Lebendigkeit, Wildheit, Ursprünglichkeit. Ruhe und Kraft durch und in der Natur.
Fotoserie „wurzeln und wachsen" zu sehen unter sonneundmond.at

Mein Esel Panda

Mei Shi

Der Tag als Panda, mein schwarzer Esel, geschlachtet wurde, war ein Sonntag. Schweigsam saß ich am Esstisch in der Wohnstube und rührte in der frischen Nudelsuppe mit den Stäbchen herum. Meine Gedanken kreisten nur um meinen Esel, den wir seit vier Jahren besaßen und den ich ins Herz geschlossen hatte.

„Heute Abend werden wir Eselfleisch essen." Mein sechsjähriger Bruder rief das freudig im Hof und versprach seinem siebenjährigen Cousin, seinem Hund ein Stück Fleisch mit Knochen vom Esel zu schenken, wenn er meinen Bruder auf dem Rücken tragend zehn Runden im Hof laufen würde. Der Cousin antwortete mit einem klaren Ja. Meine Schwester schob das Fenster nach außen auf und schrie: „Du bist ein Dummkopf! Nur die Großeltern bekommen unser Fleisch." Zwei Familien, bestehend aus fünfzehn Personen, lebten in diesem Hof. Die Großeltern, die bei dem Bruder meines Vaters wohnten, würden auf jeden Fall eine Mahlzeit mit Eselfleisch bekommen. Das war selbstverständlich für mich, da sie die Eltern meines Vaters waren, auch wenn ich die Großmutter nicht mochte. Sie erhielten immer eine Mahlzeit von meiner Mutter, wenn wir Fleisch und frisches Gemüse bekommen hatten, was selten außer am Neujahrsfest vorkam.

Meine Mutter saß mir gegenüber, schüttelte den Kopf und sagte weder etwas zu meiner Schwester noch zu meinem Bruder. Der Vater erzählte von den Vorbereitungen des Dorfmetzgers. Ich rührte weiter in meiner Nudelsuppe. Nachdem die Eltern mit dem Frühstück fertig waren, stand ich auf und ging zum Stall im Hof. Ich streckte Panda eine Schüssel gemahlene Erbsen hin, sein Lieblingsgericht. Er begrüßte mich nicht wie üblich mit einem lauten I-Aah. Er griff nicht nach den Erbsen. Er stand da wie eine Statue. Seine großen Augen starrten mich an. Ahnte er seinen Tod?

Ich stellte die Schüssel zur Seite und setzte mich auf die Kante der Futterkrippe, streichelte sanft sein Gesicht und seinen Hals. Ich vermied es, in seine Augen zu schauen. Auch wenn ich die Hoftür öffnete, würde er nicht fliehen. Selbst wenn er fliehen könnte, wohin sollte er schon? Bald würde er neben dem Dreschplatz des Dorfs geschlachtet werden und ich konnte ihm, meinem treuen Begleiter, nicht helfen. Er sollte mindestes noch Wasser bekommen und mit einem gefüllten Magen sterben. Ich stellte ihm eine große Schale Trinkwasser neben der Schüssel mit den Erbsen in die Krippe.

Ich wollte nicht weinen. Ich wollte nicht, dass jemand meine Tränen sah. Ich wollte nicht erleben, wie man meinen Esel zum Schlachtplatz führte. Ich musste weg von zu Hause. Die gelben Blüten der schmalblättrigen Ölweide dufteten. Ich brach einen blühenden Zweig ab und legte ihn auf die Wasserschale, streichelte Pandas weiße Augenringe und die langen Ohren zum letzten Mal und verließ den Hof mit schnellen Schritten.

Unser Schwein lag an der Außenmauer in der Sonne, neben ihm pickten einige Hühner nach Futter. Einige Spatzen zwitscherten auf dem Weidenbaum in unserem Garten vor dem Haus. Die Gasse war ruhig, die Temperatur angenehm warm, der Himmel wolkenlos. Warum musste an einem so schönen Tag das Ende meines Esels sein?

Der langen Gasse folgend musste ich am Dreschplatz vorbeigehen. In der Ferne sah ich einige Leute und Kinder am Schlachtenplatz versammelt. Schnell ging ich an ihnen vorbei, überquerte nahe der Quelle den Bach und stieg auf einen Hügel. Oben angekommen zog ich meine Schuhe aus und setzte mich hin. Von dort aus hatte ich eine gute Sicht auf unser Dorf, auf den Dreschplatz, auf die Schule, sowie auf die drei anderen Dörfer unserer Kommune. Ich konnte immer noch nicht glauben, dass Panda geschlachtet werden sollte. Wir konnten aber keinen Esel mit drei Beinen gebrauchen, wiederholte ich still die Worte meiner Mutter.

Durch die Politik der Reformen und der Öffnung wurde meine Großmutter mütterlicherseits als Klassenfeind rehabilitiert und musste nicht mehr den langen Weg der Kommune als Strafe fegen. Das Ackerland wurde privatisiert und meine Eltern konnten die Arbeitszeit selbst bestimmen. Unsere Kommune wurde aufgelöst und durch Verlosung bekamen wir ein altes braun-rötliches Maultier, das viel fraß und das wir für unser kleines Ackerland nicht gebrauchen konnten. Daher war der Vater glücklich, es bei einem Bauer gegen einen fünfzehnjährigen schwarzen Esel tauschen zu können. Von Anfang an gefiel mir der schwarze Esel mit den weißen Augenringen, die mich an einen Pandabären aus einer Illustrierten erinnerten. Fortan nannten wir ihn Panda. Nach der Schule führte ich ihn oft zum Wasserholen an die Quelle, denn er musste sein Wasser selbst im Magen tragen. Er lief brav neben mir, wenn der Weg breit war. Auf dem schmalen Abstieg zur Quelle folgte er mir auf den Fersen. Ich ritt ihn auch sehr gerne und genoss seinen gemütlichen Gang.

Einmal bei einer Steigung stürzte ich nach hinten zu Boden und rollte den Hang hinab. Zum Glück war die Stelle von knöchelhohem Sand bedeckt. Es gab eine Staubwolke um mich herum. Mein Mund war voll von Sand. Panda stand oben und schaute auf mich herab. Als ich ihn danach wütend mit der Peitsche schlug, blieb er einfach stehen und lief nicht weg. Später wurde mir klar: Es lag an mir, ich hätte die Zügel beim Aufstieg besser festhalten müssen. Es tat mir leid, dass ich Panda geschlagen hatte. Ich wusste nicht, ob er meine Worte verstand. Als Entschuldigung gab ich ihm am Abend

Mei Shi, geboren 1968 im autonomen Gebiet Xinjiang, China, nach der Ausbildung zur Schweißerin am Gelben Fluss und Studium Englisch in Shanghai, lebt sie seit 1990 in Deutschland und arbeitet als freiberufliche Übersetzerin für Chinesisch. Sie Schreibt gerne Prosa in Chinesisch und Deutsch. Aus Liebe zur Großmutter schreibt sie doch einen Roman in Deutsch. meishi@web.de



kroatischer Esel, Tanja Zimmermann

eine Schüssel Haferkörner und streichelte seine Ohren.

Sonntags oder in den Sommerferien ritt ich ihn gerne dem Bach entlang, wo es viele saftige Gräser und Kräuter gab. Ich genoss den Ritt und seinen ruhigen rhythmischen Gang. Manchmal kam die beste Freundin mit, so liefen wir neben Panda her und unterhielten uns. Während Panda in der Wüste fraß, sammelten wir blühende Gräser und Kräuter. Sobald die Körbe voll waren, holte ich Panda zu uns. Um die zwei Körbe auf seinem Rücken befestigen zu können, mussten wir wegen des Gewichts die gesammelten Gräser und Kräuter herausholen und anschließend wieder einfüllen. Dann gingen wir neben Panda fröhlich nach Hause.

Mit der Zeit glänzte das schwarze Fell von Panda in der Sonne. An der vernarbten Stelle an der einen Schulter wuchs das Fell nach. Es lag an meiner guten Pflege, lobte mich meine Mutter.

Drei Tage zuvor, auf dem Weg zum Getreidelager der Kommune, schob eine große Kutsche beim Überholen unsere Kutsche mit Panda zur Seite in einen Graben. Unsere Kutsche kippte um, der Vater sprang zur Seite, Panda lag unter dem Gespann. Sein hinterer Fuß war gebrochen. Glücklicherweise bekam Vater nur einen Bluterguss. Der Dorftierarzt schüttelte den Kopf auf die Frage, ob der Esel noch zu retten sei. Daher musste Panda geschlachtet werden. Denn wir konnten uns einen dreibeinigen Esel, der für Acker und Mühlenarbeit nicht mehr eingesetzt werden konnte, nicht leisten, betonte meine Mutter.

Das war mir bewusst. Als Älteste von vier Geschwister kannte ich unsere Familienverhältnisse sehr gut. Der Abschied von Panda war für mich sehr schwer. Ich saß auf dem Hügel und sah die Wege, die ich mit Panda zum Sammeln von Futter, zum Sammeln von Brennmaterial, zu meiner Großmutter geritten hatte. Ich sah, wie er mit verbundenen Augen den Mühlstein im gleichmäßigen Gang um die Mühle zog und arbeitete. Wie er sich in der Wüste fröhlich hin und her wälzte und eine Staubwolke verursachte. Als ich wieder auf den Dreschplatz blickte, sah ich einen großen, bewegten dunklen Punkt am Rand des Dreschplatzes, waren das die Schaulustigen, die die Schlachtung meines Esels Panda angafften?

Das Leben ist eine Verwandlung, das betrifft nicht nur Menschen, sondern auch Tiere, weil ein Tier ebenfalls ein Lebewesen ist, so dachte ich an die Worte meiner Großmutter. Ich dachte an die gelobte und gefürchtete Reinkarnation des Buddhismus. Würde mein Esel Panda bald als Mensch wiedergeboren werden?

Mitdemflussstadt

arkadenkühle
steigt aus den weinfässern
den steingewordenen
reben schlafen
in den blattachseln
unscheinbare
glut brütet im
alten gemäuer
schmückt blumenhand mühelos
aus der fülle
des sommers

fischschuppige leiber wälzen
sich im fluss
der gezeiten
dächer unter denen
jahrhunderte pulsen
entkommen nicht den mauern
ein ankerplatz
das storchennest turmhoch

meine fingerspitze
fährt
den wellenlinien maisgrün
nach über die äcker
bis zum pappelschnee
flockt aus seidenem himmel
ein brautbett für nichts
von bestand

tunke akazienblüten in die mittagsglut
von den lippen gesogen den duft
ein stummes haus bewegt sich
auf die einsamkeit zu
und schlägt mit den flügeln
im weizenmeer

ein schwarzes kopftuch
auf die bank geschrumpft
be-harrend
vom schatten kostend
in den tränenblinden augenwinkeln
verfängt sich ein mohnfeld
die sonne zittert flecken draußen
niemand
die katze nimmt den grenzbalken
zur ausflucht
weiß nichts
von fremder sprache
angepflockt
ein eselgrauer olivenbaum
jemand
kocht kamillentee
am wiesenrand kuckucksrufe dazwischen
eingekesselte grillengesänge
zum streicheln nahe
der pfirsichfarbene horizont züngelt
der mohn
über rostige steine
erlischt
rapsgrell der mittag unter
drohender wolkenfaust

Renate Katzer

Renate Katzer,
geboren im Bregenzerwald, lebhaft in Salzburg, abgeschlossene Berufstätigkeit, sprachverspielt. Verspürt unbändige Lust am lyrischen Schaffen.
Mitgliedschaft: AKM, PEN, ÖSV, Litges. St. Pölten, Gesellschaft der Lyrikfreunde
Lyrikband: „Ins Wort fallen", Edition Weinviertel 2011; Preisträgerin: 1. Lyrikpreis, Forum Land Literaturpreis, 2010; Leserpreis der Lyrikfreunde 2015. Zahlreiche „Erscheinungen" in Anthologien und Literaturzeitschriften; jüngster Erfolg: Aufnahme in die Anthologie: 100 Jahre Gründung PEN – Club mit dem Gedicht: „krieg – war".

der Wald weint

von dem gerodeten Baum
blieb
ein verwundeter Überrest
ein Harz blutender Stumpf
das Gras beugte sich
unter schweren Tautropfen
die Vögel sind erstarrt
da ihre Nester zerstört wurden
uns gab es nicht – doch gab es einen Wald
wir werden nicht mehr sein
und auch kein Wald

* * *

ich höre hier noch die Musik
des verschwundenen Waldes
leises Rauschen der Bäume
wie das Meer in einer trockenen Muschel
und der Säge Ächzen voller Schuld
das Weinen ist bis heute
zu hören
im Wind
für den auch kein Platz mehr ist
in der steinernen Einsiedelei, die
hier als Plattenbau gewachsen

Marzanna Danek,
geb. in Krakau, Absolventin der Jagiellonen- Universität (Polonistik, Theaterwissenschaft. Lehramt).
Lebt in Österreich, unterrichtet die polnische Sprache an österreichischen Schulen in Niederösterreich und im Burgenland. Gründerin polnischer Bibliotheken in NÖ und im Bgld. sowie in Gefängnissen. Ihre österreichischen Schüler und Schülerinnen nehmen seit Jahren an Polnisch-Wettbewerben in Warschau teil, viele von ihnen gewannen Preise. Schreibt Gedichte, Aphorismen,Erinnerungen, Erzählungen, satirische Werke, Monodramen und Dramen, betätigt sich als Journalistin, Redakteurin der philosophisch-philologischen Zeitschrift „Aspekty",

Das Zartbesaitete (1)

Verträumte Nixe.
Verzaubert bei der Donau.
- der Stern über Wien

Eine Nixe ist eine Bewohnerin einer Donautiefe. Sie ist von heute an sehr verträumt, weil es ihr gelang, ein schönes Gedicht zu Ende zu erdenken. Das ist ein zart besaitetes Gedicht von der Ewigkeit. Die Nixe schläft tagsüber in einer Grube unter der Donau. Sie erwacht um jede Mitternacht und sitzt am Donauufer hinter der Stadt Wien. Sie sieht sich die schöne Stadt an, schwärmt von dem Zarten. Die Donau ist eben verzaubert, weil die Nixe um ihrer Seelenwärme willen das Wasser bis zum 35 Grad erwärmt hat. Buben können eben grenzenlos in der warmen Donau schwimmen und baden. Auch ein Fischer kann seinen Körper im Warmwasser einfach erfrischen. Von heute an vollzieht sich ein Wunder. Der vornehmste Stern, nämlich das Gestirn der Philosophen schimmert über Wien, der Donau und der Nixe. Der Stern offenbart eben die Erfüllung aller Träume. Ich bin in die Nixe, den Stern und das ganze Wien einfach verliebt.

Das Zartbesaitete (2)

Denker lobt Donau.
Dichter schätzt Urloreley.
Träumer ehrt Zauber

Eines Tages, in dem träumerischen Mittelalter, lebten in Mähren drei junge Freunde, und zwar: ein Denker, Dichter und Träumer. Sie haben sich vorgenommen, Wien zu besuchen, um dort einen Schmuck zu kaufen. Sie gingen an dem Fluss Donau vorbei und es geschah ein Wunder. In ihren Seelen bei der Donau vollzog sich eine totale sekundäre Menschwerdung: beim Denker durchs Loben, beim Dichter via Schätzung und beim Träumer per Ehrung. In all der drei Fälle war es vorher zu einer urigen, also primären Menschwerdung gekommen: beim Denker mit ersten Gedanken, beim Dichter mit dem ersten Gedicht sowie beim Träumer mit der ersten Schwärmerei. Der Denker hat an die Donau gedacht, also an Größe, Menge, Wasser, Tiefe, Fische. Der Dichter verdichtete eine Urloreley – ein Mädchen von einem Hain, das in der Donau ertrank, weil sie nicht geliebt war. Dagegen träumte der Träumer von einem Flusszauber, weil er von der verträumten Donau schlechthin verzaubert ist.

Pawel Markiewicz

Blick in den Strom

Sahst du ein Glück vorübergehn,
Das nie sich wiederfindet,
Ists gut in einen Strom zu sehn,
Wo alles wogt und schwindet.
O! starre nur hinein, hinein,
Du wirst es leichter missen,
Was dir, und solls dein Liebstes sein,
Vom Herzen ward gerissen.
Blick unverwandt hinab zum Fluß,
Bis deine Tränen fallen,
Und sieh durch ihren warmen Guß
Die Flut hinunterwallen.
Hinträumend wird Vergessenheit
Des Herzens Wunde schließen;
Die Seele sieht mit ihrem Leid
Sich selbst vorüberfließen.

Nikolaus Lenau,
Österreichischer Spätromantiker
(1802–1850)

Heute ist der Fluss stumm

Wir lungern am Ufer herum,
wollen die Welt
aus den Angeln heben.

Niemand weiß,
ob die Zungen der Fische
noch zucken,
Geräusche machen,
empfänglich sind fürs Leben.

Beim Niederknien
spürst du die Erde,
wie ein weiches, oft getragenes Tuch.

Es ist von der Luft gewaschen
trägt Spuren von Blau.

Eline Menke

Eline Menke, * 1956, lebt in Rheda-Wiedenbrück, Studium der Slavistik, Germanistik, Sozialwissenschaften. Promotion 1987. Veröffentlichungen in Literaturmagazinen wie DAS GEDICHT, Dichtungsring, Die Sentimentale Eiche, Die Geste, erostepost, etcetera, Poesiealbum neu, Tentakel und Wortschau sowie in zahlreichen Anthologien. Einzeltitel zuletzt: Nichts ist immer still. Gedichte, edition offenes feld, Dortmund, 2025. Mitglied der GZL.

Paweł Markiewicz
(geb.1983) ist Jurist, Germanist und Dichter aus Polen, der insbesondere kurze Traumlyrik mag. Er ließ seine Gedichte auf Deutsch und Englisch in vielen Ländern in Anthologien sowie im Internet veröffentlichen. Pawełs Gedichte wurden in dem Hamburger Radio Tide gelesen, ebenfalls wurde ein Gedicht in Berlin verteilt.

Eilig

Warum wir es so eilig haben,
in diesem Leben,
wo wir mit Füßen, statt mit Rädern
diese Welt betreten?
Wen wollen wir mit Eifer überholen?
Wem rollen wir mit Taktik rasch davon?
Wem wollen wir mit Tempo viel beweisen?
Warum in kurzer Zeit die Welt bereisen?
Wir hören und wir sehen nichts dabei,
und glauben dennoch, wenn wer fragt,
wir wären frei.
Frei vom Gefühl für Vogelsang und Duft,
frei von dem Sinn von Schönheit, die uns ruft,
frei von der Liebe für Käfer, Schmetterling
und Baches Rauschen,
frei von der Freude, Waldgetier
und vielleicht gar Waldgeistern zu lauschen.
Wir rasen unserm Leben fort, wie toll!
Uns selbst davon zu rennen, das versuchen wir,
und meinen in uns Gott zu treffen, dazu wären
wir hier.

Sonja Henisch

Meeresfarben

Die Tage sind wie Flüsse,
die sich im Meer verlieren,
die kleinen wie die großen.
Aber für das Meer
ist ohnehin jeder Wassertropfen gleich.

Auch Gedanken sind wurzellos,
wie die Wassertröpfchen.
Der Wind reißt sie fort,
über Berge und Täler
und schließlich in so manche Stadt.

Und wie das Meer verschiedene Farben annimmt,
von der weißen Gischt,
über grau, gelb und braun,
bis rosa, türkis und südseeblau,
so sind auch die Ideen verschieden.

Denn jeder lebt allein auf seinem Planeten,
mit jeweils einem eigenen Sonnenuntergang.
Wenn man wirklich traurig ist,
mag man Sonnenuntergänge ganz besonders.
Und später dann die tröstenden Sterne.

Kurt F Svatek

Christian Pauli wurde 1974 in Leibnitz geboren. Er lebt und arbeitet im Süden der Steiermark. Gründungsmitglied und „Mann für Vieles" in der Edition SonneundMond. Zu seinen Leidenschaften zählen u.a. Musik, Yoga und Fotografie.

Flächenfraß

Wer wirft Wiesen, Flächen, Äcker...

Wer wirft Wiesen, Flächen, Äcker,
diesem großen, grauen Tier,
so als Fraß, so richtig lecker,
vor sein Maul in sein Revier?

Dieses Tier, betont getrieben,
laut und geifernd schnappt danach,
haut sich rein, so wird´s beschrieben,
all das Zeug, es liegt bloß brach.

Macht nix, sagt manch Bürgermeister,
haben Äcker ja zuhauf,
ein klein wenig wird es feister,
geben noch paar Häppchen drauf.

Ich hab für das Tier was übrig,
diese kleine Wiese noch,
und verfüttere sie zügig,
spür ja seinen Hunger doch.

Und da drüben noch die Fläche,
nutzlos war sie immer schon,
nichts dagegen wohl jetzt spräche,
war von Käfern bloß bewohnt.

Bin vom Brachland nicht begeistert,
ist ja reinste Wildnis bloß,
die hat dann das Tier gemeistert,
ließ das Tier gleich auf sie los.

Denn das Tier verwandelt Wiesen,
grünlich Flächen und derlei,
in gar tolle, graue Riesen,
schafft´s im Nu mit eins, zwei, drei.

Müssen wir uns doch bedanken,
habt ihr noch ein Stückchen frei,
macht euch schnell noch paar Gedanken,
und ruft dann das Tier herbei.

Richtig sauber, glatt und eben,
lieber Mensch, was willst du mehr,
das war für dich mein Bestreben,
und das Tier, es half uns sehr.

Ingonda Lehner



Flächenfraß, Zeichnung von Ingonda Lehner, 2025

Wer am Land bestehen will braucht eine dicke Haut

Sonja Henisch

„Um hier, in diesem wunderschönen Tal nahe den Ausläufern der Alpen leben zu können, musst du hier geboren sein!“, dachte ich viele Male, wenn ich von der Ebene des Wiener Beckens abzweigte. Nach einiger Zeit erheben sich steile Hänge seitlich der Straße und ein rauschender Fluss durchfurcht die Landschaft. Wanderungen zu Berghütten kann man von hier aus unternehmen und ein alter Pilgerweg führt bis nach Mariazell.

Unvermutet führte mich mein Leben genau in diese Gegend, in einen Ort, der von Schönheit begnadet und mit einem Kloster am Berg oben gesegnet ist.

Nun dachte ich, dass man, so man am Land lebt, mit der Natur sehr verbunden ist, mit ihr lebt, sie schätzt, sie liebt.

Dazu möchte ich mit mehreren Anekdoten berichten, wobei ich dazu sagen will, dass es vielleicht an anderen Orten anders ist.

Mein Hund Dino, der sich in Ungarn an meine Seite gesellt hatte, war mein treuer Begleiter. Ich fuhr mit dem Rad von meinem Haus weg, die Dorfstraße hinunter, um einiges zu erledigen und Einkäufe zu machen. Er lief rechts von mir am Straßenrand. Im Dorfzentrum gab es ein aufgelassenes Hotel, damals von Hara Krishna Leuten und einer Blumenhandlung belebt. Dieser Blumenhändler handelte auch gelegentlich mit Tieren. Eine Schäferhündin lief frei auf dem Parkplatz herum, war aber läufig. Normalerweise passt ein Hundebesitzer auf seine Hündin auf, wenn sie in dieser Zeit ist. In wenigen Augenblicken waren beide Hunde dahin, im Schlosspark verschwunden. Wie es sich herausstellte, war die Hündin bald danach trächtig.

Ich erbot mich, falls es zu wenige Plätze gibt, ein Junges zu nehmen. Nach etwa drei Wochen mussten die Welpen da sein. Die Welpen bekam ich nicht zu Gesicht, als ich nach ihnen fragte. Wochen später erfuhr ich, wer sich ein Junges genommen hatte und fragte den Blumenhändler nach den Welpen.

Er hätte für alle Plätzchen gefunden, erzählte er mir.

Kurz darauf ging ich mit meinem Hund Dino weiter hinten in einem Seitental spazieren, wo es einen versteckten Steinbruch gibt. Auch Bombentrichter vom letzen Krieg sind dort zu finden. Mein Hund wurde unruhig, gab leises Winseln von sich, schnüffelte und führte mich zu fünf Leichen von Hundewelpen, die im Wasser in einem Bombentrichter ertränkt waren. Es waren seine Kinder. Heute noch tut es mir leid, dass ich keine Anzeige gemacht habe.

Wer am Land bestehen will, braucht eine dicke Haut und darf nicht sensibel sein!

Ich war beim Fleischhauer im Ort einkaufen. Da erfuhr ich von einer Katze, für die ganz angeblich viel Geld beim Tierarzt ausgegeben worden war und die noch immer einen Ausschlag am Bauch hatte. Heute sollte sie erledigt werden!

Ich meldete mich und sagte, zum Sterben können sie mir das Tier auch geben.

Ich gab die Katze zuerst in einen Nebenraum, damit sie Ruhe hatte und keine Angst vor dem Hund haben musste. Mehrmals täglich wusch ich ihr wehes Bäuchlein mit Käsepappeltee, fütterte und streichelte sie. Mutig kam sie mir, die in einem offenen Kästchen Quartier bezogen hatte, mir entgegen. Streckte sich entspannt, ließ sich willig behandeln und war nach zwei Wochen völlig gesund. Mit Dino, dem Hund freundete sie sich an und legte mit aus Dankbarkeit erlegte Mäuse und Maulwürfe vor die Küchentür. Eine superliebe Katzenfreundschaft begann mit einem Wesen, das hätte sterben sollen.



Foto: Jesus, Christian Pauli

Ach was! Katzen! Es gibt zu viele davon! Am Klosterberg, ich nenne ihn hier so, waren Gasthäuser. Klar, nach der Messe geht man ins Gasthaus. Katzen gibt es auch. Wie ich einmal im Gastgarten saß und zuhörte, erfuhr ich, dass die Katze schon wieder trächtig ist. Ich mischte mich ins Gespräch ein und fragte, warum sie die Tiere nicht kastrieren lassen. Die Antwort war vage, vermutlich sind die Tiere nicht das Geld Wert. Ich bot an, für die Kastrationen der hier vorhandenen Katzen aufzukommen. Das Angebot wurde abgelehnt. Später erfuhr ich den Grund. Im Herbst ist es auch für nicht offizielle Jagdgesellen eine lustige Unterhaltung, die „Herbstkatzeln“ abzuknallen.

Das Landleben ist nur für den schön, der reinen Herzens leben kann. Projektionen sind untersagt.

Anisha und Terrino

Claudia Dvoracek Iby

Es liegt noch nicht allzu lange zurück, als es die Zeit der „Zwei Welten“ gab: Die Welt des Wassers und die Welt der Erde. Damals fand zwischen den Bewohnern dieser Zwei Welten keinerlei Kontakt statt. Obwohl Erde und Wasser einander ja bedingen und untrennbar miteinander verbunden sind – zu jener Zeit lebten alle ausschließlich in der Gemeinschaft ihrer jeweiligen Welt, ohne sich für die Bewohner und deren Lebensweise in der anderen Welt zu interessieren.

Nur ein Mädchen und ein Junge bildeten eine Ausnahme.

Das Mädchen hieß Anisha. Der Name bedeutet ‚Stilles Wasser‘, und wie der Name schon verrät, gehörte Anisha zum Element Wasser. Inmitten ihrer Artgenossen wuchs sie in einem tiefen See auf, war glücklich in ihrer bunten Unterwasserwelt mit all den Fischen und Muscheln, den Seesternen und Korallen, der Vielfalt an Gewächsen und Wasserpflanzen.

Dennoch schwamm sie täglich zur goldenen Stunde weit weg von Ihresgleichen, schwamm nahe ans Seeufer, um dort Terrino zu sehen, den Jungen aus der Erdenwelt. Tag für Tag wartete dieser voll Vorfreude auf dem großen, sonnenbeschienenen Felsstein auf den Moment, wenn sie auftauchte: Anisha mit dem langen, rot glänzenden Haar und den grünblauen Augen, die unergründlich wie der See schimmerten.

Terrino, das Erdenwesen, fühlte sich wohl auf dem festen Boden unter seinen Füßen, umgeben von den Tieren, Bäumen und Pflanzen seines Landes. Es gab nichts Schöneres für ihn, als durch die grünen Wälder zu wandern, die hohen Berge zu erklimmen, auf duftenden Blumenwiesen zu liegen und in den blauen Himmel zu schauen - und er liebte es, Anisha von seiner Welt zu erzählen.

„Ach, Anisha“, beendete er jede seiner Schilderungen, „ich wünsche mir so sehr, dir von meiner Welt nicht nur zu erzählen, sondern dir diese zeigen zu können.“

Und Anisha antwortete: „Ja, wie gerne würde ich mit dir gemeinsam deine Welt erleben!“

Auch Anisha beschrieb Terrino ihr Leben, erzählte ihm von den freundlichen Wasserwesen, den imposanten Felsbauten, der wundersamen Farbenpracht ihrer Wasserwelt, und immer wieder sagte sie: „Wie schön wäre es, wenn du zu mir kommen und dies alles sehen könntest!“

Und Terrino antwortete: „Ja, die Welt unter Wasser ist sicherlich wunderschön.“

Doch er verschwieg Anisha, dass er dachte: ‚Aber ich fühle keinerlei Sehnsucht, diese Welt kennen zu lernen. Die Tiefe des Gewässers flößt mir Angst ein - und all die Schönheit und die Vielfalt, die es unter Wasser gibt, finde ich doch mehr als reichlich hier an Land.‘

Unabhängig von diesen Gedanken fiel es ihm jedoch nach jedem Treffen schwerer, sich von Anisha zu trennen. Und auch diese sehnte nach jedem Beisammensein mit Terrino schon das nächste herbei. Die Zeit verging, die beiden wurden älter und es kam der Tag, an dem sie sich im Klaren waren, dass sie für immer zusammen sein wollten. Doch um gemeinsam leben zu können, müsste einer von ihnen seine Welt verlassen und in die andere ziehen. Beide liebten und brauchten jedoch ihr eigenes Element. Was tun? Sie beschlossen, einander drei Tage nicht zu treffen, damit beide in sich gehen und zu einer Entscheidung kommen konnten.

Terrino gestand sich bereits nach kurzer Zeit betrübt ein, dass seine Angst vor dem tiefen Wasser zu groß war. Er konnte sich nicht vorstellen, diese Angst je zu überwinden, um mit Anisha unter Wasser zu leben. Es schien ihm unmöglich, ohne festen Boden unter seinen Füßen, ohne seine geliebten Berge und Wälder zu leben - doch genauso wenig konnte er sich ein Leben ohne Anisha vorstellen. Zur gleichen Zeit wuchs in Anisha die Gewissheit, dass es für Terrino und sie aufgrund ihrer starken Liebe Wirklichkeit werden würde, gemeinsam als Paar zu leben.

Als sie sich nach diesen langen Tagen des Nachdenkens wieder trafen, schilderte Anisha Terrino sogleich ihre Vision eines gemeinsamen, glücklichen Lebens, in welchem sie zusammen einen Teil ihrer Zeit in der Wasserwelt und den anderen Teil in der Erdenwelt verbringen würden. Anishas Überzeugung war so stark und ihre Augen strahlten so froh, dass Terrino sich seiner Angst schämte und es nicht übers Herz brachte, diese zuzugeben. Stattdessen antwortete er: „Anisha, ich teile deine Vorstellung vollkommen. Wir zwei werden zusammen sowohl an Land als auch im Wasser leben.“

Und obwohl sich alles in ihm dagegen sträubte, überwand er sich und setzte halbherzig einen Fuß auf die Wasseroberfläche, um Anisha zu demonstrieren, dass er zu ihr gelangen wollte. Doch das Gewässer spiegelte Terrinos innerliche Ablehnung und lehnte ihn ebenfalls ab. So war es Terrino nicht möglich, seinen Fuß unter Wasser zu tauchen. Die Wasseroberfläche verhärtete sich zu einer undurchdringlichen Fläche. So oft Terrino es auch versuchte: Der See war und blieb ihm verschlossen.

„Gib nicht auf, Terrino“, tröstete ihn Anisha. „Versuche es morgen wieder. Wenn du den ehrlichen Wunsch und den festen Willen hast, in meine Welt zu gelangen, dann wird dir dies bald gelingen.“

Dann versuchte Anisha, zu Terrino an Land zu gehen. Sie schwamm so nahe wie nie zuvor ans Ufer, erhob sich und schritt tatsächlich das erste Mal in ihrem Leben aus dem Wasser und zu Terrino an Land. Überglücklich umarmten sich die beiden. Doch bald schon löste sich Anisha von ihm, tauchte rasch wieder ins Wasser - zu

ungewohnt, zu rau wehte der Wind um ihren Körper.

Von nun an übten sich beide stetig darin, in die jeweils andere Welt zu gelangen. Während es Terrino nie gelang, auch nur eine Hand oder einen Fuß unter Wasser zu tauchen, der See für ihn eine undurchdringliche Fläche blieb, und er seine Versuche schließlich gänzlich aufgab, gelang es Anisha jedes Mal etwas länger, sich in Terrinos Welt aufzuhalten. Bald schon wanderten sie gemeinsam stundenlang durch den weit hinter dem See gelegenen grünen Wald, von dem Terrino ihr so oft erzählt hatte.

Je öfter und länger Anisha mit Terrino an Land war, umso mehr fühlte sie sich zwischen den Zwei Welten zerrissen. Ihr eigenes Element wurde ihr fremd. Sie empfand das Wasser von Tag zu Tag kälter auf ihrem Körper, fror, wenn sie, die wärmenden Sonnenstrahlen hinter sich lassend, in den See tauchte. Die Farben der Pflanzen unter Wasser erschienen ihr blass, nicht so strahlend leuchtend wie die Blumen auf dem Land. Und sogar die ihr angeborenen Bewegungsarten, das Schwimmen und Tauchen, fielen ihr nun schwerer als das Gehen und Laufen an Land.

Eines Mittags, als Anisha sich bereits von Terrino verabschiedet hatte, um wieder für ein paar Stunden in den See zu tauchen, zögerte sie plötzlich und sagte schließlich entschlossen: „Terrino, ich habe mich entschieden. Ich werde mich nun von meiner Welt verabschieden und diese für immer verlassen, um mit dir auf der Erdenwelt zu leben."

Kaum hatte Anisha diese Worte ausgesprochen, rollte eine gewaltige Welle aus dem See auf sie zu, erfasste sie und schleuderte sie direkt auf den großen Felsstein. Regungslos blieb sie darauf liegen. Das Wasser zog sich rasch zurück, ein kleines, dunkelgrünes Wesen aber blieb auf Anishas Brust liegen und umklammerte fest ihren Hals.

Terrino, der sogleich zu seiner Anisha geeilt war, ergriff es angeekelt und zog mit aller Kraft an dem Ding, um Anisha davon zu befreien. Doch es ließ sich nicht von der ohnmächtigen Anisha lösen. In diesem Augenblick vernahm Terrino eine Stimme, die er nicht orten konnte, sie ertönte von irgendwo aus der Ferne und zugleich tief innen in seinem Herzen:

„Terrino, du bist nicht bereit, in Anishas Welt zu gehen. Sie aber hat entschieden, mit dir an Land zu leben. Dies ist ihr jedoch nicht ohne mich möglich. Ich bin ‚Tiefengrün', bin ihre Vergangenheit, bin fortan ein Teil von ihr, den sie zu tragen hat. Nur du, Terrino, kannst mich sehen, für Anisha bin ich unsichtbar. Du musst mich täglich mit Seewasser und Seegras versorgen. Tust du dies nicht, wirst du Anisha verlieren."

Dann war es still - und als ob er dies schon immer getan hätte, schöpfte Terrino sofort eine Schale mit Seewasser und pflückte Seegras, reichte dies alles Tiefengrün, der trank und aß und dann gesättigt, an Anisha geklammert, einschlief. In diesem Moment erwachte Anisha.

„Was ist mit mir?", flüsterte sie. „Mir ist, als liege etwas drückend schwer auf meinem Herzen."

Terrino antwortete nicht, streichelte nur liebevoll ihre blassen Wangen. Dann half er ihr auf, und sie spazierten langsam durch den Wald und kletterten auf einen kleinen Hügel. Doch bald wurde Anisha müde, und Terrino wusste, dass Tiefengrün, der die ganze Zeit über an Anisha geklammert war, nun wieder Wasser und Seegras benötigte.

„Komm, Anisha, gehen wir hinunter zum Seeufer", sagte er. „Auf dem Felsstein kannst du dich gut ausruhen." Kaum lag Anisha auf dem Stein, fiel sie sogleich in tiefen Schlaf, und wieder versorgte Terrino Tiefengrün mit Wasser und Seegras. Danach erwachte Anisha genau in dem Moment, in welchem Tiefengrün gesättigt und an sie geklammert einschlief. So wie dieser verlief auch der kommende Tag und ebenso die darauffolgenden.

Terrino und Anisha wollten genießen, was sie sich so sehnlich gewünscht und auch erreicht hatten: Ihr gemeinsames Leben - welches zwar nicht, wie ursprünglich angestrebt, in den Zwei Welten, aber dank Anishas Entscheidung auf dem Land stattfand. Sie hätten allen Grund zum Glücklichsein, wäre da nicht Tiefengrün gewesen, der Anisha fest umklammert hielt, von Tag zu Tag größer und schwerer wurde, und immer mehr Wasser und Seegras verlangte. Anisha hingegen wurde immer stiller und kraftloser. Sie schaffte es kaum noch, mit Terrino durch den Wald zu wandern, geschweige denn, einen Berg zu erklimmen. Meist lagen die beiden schweigend nebeneinander im Gras und schauten ratlos in den Himmel.

Eines Tages fühlte sich Anisha so schwach, dass Terrino sie bis zum Seeufer trug und dort behutsam auf den Felsstein legte. Wie immer fiel sie sogleich in tiefen Schlaf. Terrino gab Tiefengrün zu trinken. Inzwischen reichte längst nicht mehr eine Schale Seewasser, er benötigte das zehnfache. Dann wollte Terrino Seegras pflücken, fand aber zu seinem Entsetzen keinen einzigen Halm am Ufer. Anisha atmete schwer unter Tiefengrüns Gewicht. Verzweifelt suchte Terrino nach der dringend benötigten Nahrung, vergeblich. Er wusste, dass reichlich davon im tiefen Grunde des Sees wucherte, doch das Gewässer hatte ja ihn und später auch Anisha stetig abgewiesen.

Anisha rang nach Luft. Wie blass sie war! Terrino hob sie hoch und ging mit ihr in seinen Armen ganz nahe an den See.

‚Ich muss unbedingt unter Wasser', dachte er entschlossen, ‚ich muss zu Seegras gelangen, um Tiefengrün zu nähren.'

Er war gewillt, so fest auf die sicherlich wieder undurchdringliche Wasseroberfläche zu stampfen, bis diese sich erweichen und öffnen würde. Doch offensichtlich schien sein dringlicher Wunsch, sein fester Wille zu reichen, denn kaum berührten seine Füße das ▶

Claudia Dvoracek-Iby, *1968 in Eisenstadt, lebe in Wien. Schreibe Lyrik, Prosa, Märchen für Kinder und Erwachsene. Seit 2012 zahlreiche Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften. Preisträgerin einiger Literaturwettbewerbe.

Wasser, versanken sie auch schon darin. Der See nahm Terrino warm auf. Wie in einem Traum fand er sich mit Anisha in seinen Armen inmitten einer wunderbaren Unterwasserlandschaft wieder, tauchte mühelos, war umgeben von farbenprächtigen Korallen und Seeanemonen, schillernden Fischen, von freundlichen Wasserwesen, die ihm zuwinkten.

‚Wie wunderschön es hier ist', staunte Terrino, und schämte sich, dass er früher Anishas Welt nie kennen lernen wollte.

Er war nun am Grund des Sees angelangt, fand hier Seegras in Hülle und Fülle und begann, es für Tiefengrün zu pflücken. Aber da sah er plötzlich, dass Tiefengrün auf Anishas Brust zerfloss und sich vollends im Wasser auflöste. Anisha erwachte. Staunend blickte sie sich um, und Terrino sah ihre schönen, grünblauen Augen glücklich schimmern wie in frühen Zeiten.

Lange umarmten einander die beiden, sie verstanden alles Geschehene ohne viele Worte, schwammen Hand in Hand durch die herrliche Unterwasserwelt. Zur goldenen Stunde tauchten sie gemeinsam auf, gingen an Land, legten sich Seite an Seite auf ihren Felsstein und ließen sich von der warmen Sonne trocknen.

Von nun an lebten Anisha und Terrino glücklich im Wasser und an Land. Sie bekamen Kinder, die die Lebensgeschichte ihrer Eltern nicht oft genug hören konnten und die sehr darüber staunten, wie schwierig es für jene gewesen war, ihre Zwei Welten zu vereinen. Denn für sie und ihre Nachkommen war und ist es: Eine Einzige Welt.

Ich gedenke „meines" Flusses,

an dem ich so gerne entlang wandele.
Dann kommt öfter ein Ahnen auf,
die jedem Fließen innezuwohnen scheint,
diesem lebendigen „Nein!" zu allen Formen
von Stillstand.

Dann vermag ich allmählich,
mein Leben in einer Art fließendem
Licht zu sehen,
das - den lustigen Seifenblasen
der Kinder ähnlich -
sich an Höhen orientiert,
die mich mitzunehmen scheinen.

Helmut Bölling

Die Weisheit des Holzes II

Ich glaube nicht
dass im Winter das Heizen mit Brennholz
so anstrengend ist

klar: der Staub und die Asche
immer wieder zwei mal acht Meter
in Schuppen und Scheune verstauen...

Holzspäne im Finger – immer

Aber
in eine Wohnung zu kommen
am Plastikdrehknopf schrauben
auf dass die Plastikwärme alle
Lebensbereiche verstopft
schnell zwar und endgültig
wie der Laminat-Boden
zwischen den Plastikfarben-Wänden
und den immer fließband-gleich
designten Möbeln
aus der Plastik-Möbelhäuserfabrik
in ihrem Schwarz, Grau oder Schmutzig-Weiß
heißt
den Winter nicht erkennen.
Speziell wenn aus einem Plastik Barbie Haus
heraus erblickt.

Zwei mal acht Meter in den Schuppen schleppen
und mit der Scheibtruhe karren
an dem kahlen Feigenbaum vorbei
mit klammen Fingern –
das ist dem Winter angemessen.

Manchmal nervig, öd, an Nebeltagen gar
die trostlose Jahreszeit gültig spiegelnd
aber
es ist dem Winter und dem Leben angemessen.

Einem Leben das im Frühling einst
in Himbeerblättern, Kuhschellen, Krokus
und rot pulsendem Blut erblüht.

Manfred Stangl
Aus: Die Rückkehr der Einhörner;
edition sonne und mond, 2025
REZENSION SEITE 61



Foto: Ackerboden, Christian Pauli

Sternenbetrachtung

Julius Katins

Kein Schüler war mehr im Gebäude. Der Gang, durch den Wilhelm schlich - leer. Die Klassenräume, an denen er vorbeikam - leer. Sein Inneres, das er mitschleppte - leer. Auch der Himmel war jetzt leerer, freier, etwas heller. Hier und da riss der Wolkenvorhang und nur noch Nieseln streichelte das Gesicht, als er auf den Schulhof trat. Da funkte ein Sinn in ihm auf. Dort am Tor, unter dem Vordach der Turnhalle, ja tatsächlich, da wartete sie. Anna Liebrecht hielt ihre Tasche mit beiden Händen vor sich, erblickte ihn und lief auf ihn zu. Und ihr Entgegenkommen, ihr Frohsinn über sein Erscheinen, schwemmte alles hinfort, füllte ihn mit Herzschlagen und rötete die Wangen.

Fort waren alle Berechnungen, wie er mit ihr sprechen sollte. Fort waren die Pläne, die Details und Kompromisse, die er sich für die Verabredung zurechtgelegt hatte. Als sie die Straße hinaufgingen, hörte er gerne zu, wie sie begann, über das Wetter zu sprechen. Wie sie darüber sprach, war es nicht einfach ein weiteres naheliegendes Thema, das sie benutzte, um das Schweigen zu brechen. Es war geteilte Freude, die den Gesprächseinstieg trug. Jedes Wort stimmte. Es war Ehrlichkeit, die ihr diesen Leichtmut schenkte, die den Themen selbst den Wert nahmen und Wilhelm gleichzeitig von der Angst befreite, er könne Anna nicht gerecht werden. Er traute sich, zu antworten, sagte etwas, riskierte einen Lacher, einen Witz, ließ ihre Emotionen mit den seinen verlaufen und hörte ihr doch am liebsten zu, denn wenn sie sprach, dachte er, war es, als hätte sie ein Buch am Klavier aufgeschlagen, als läse sie spielend daraus vor.

Das Ziel erreichten sie schnell, ohne auf eine Abzweigung, einen Teich, eine Mühle zu achten. Nur zur Katze beugte sich Anna hinunter, begrüßte sie mit einem Kitzeln am Hals, als diese sich um Wilhelms Beine schmiegte. Einige Meter tappte die Katze neben ihnen her, dann verschwand sie durch eine Ligusterhecke. Gemeinsam, nur zu zweit, standen Wilhelm und Anna vor dem Verkaufsstand.

„Ich danke dir, Wilhelm!"

Sie sah auf das Angebot: Bärlauch, Marmelade, Gurken in zwei Behältnisgrößen und der Honig - alles in Rillengläsern, mit Gummiring und Bügelverschluss. Trocken, Herr Böll musste sie herausgestellt haben, nachdem der Regen abgeklungen war. Auch das Schälchen, jedoch münzenlos, wartete in der Mitte.

„Was machen wir als nächstes?", sagte Anna.

Ihre Blicke trafen sich.

„Sollst du nicht-"

„Ich habe versprochen, den Honig Montag mitzubringen. So können wir heute noch etwas spazieren. Was meinst du?"

Wilhelm meinte gar nichts. Vor ihm stand Anna Liebrecht, das rechte Bein vor dem linken verschränkt, dass die Schnallen ihrer Schuhe sich berührten, die Arme vor dem Körper gekreuzt, die Hände ineinander gefaltet. Aber er traut sich.

„Warst du schon mal am See?"

„Natürlich!"

Ihre Arme- und Beinknoten lösten, ihre Augen weiteten sich.

„Ich kann dir meine Lieblingsstelle zeigen."

Raus aus dem Dorf, setzten sie ihre Verabredung über die Feldwege fort. Die Luft schmeckte nach Leichtigkeit, wie sie sonst nur der Niederschlag zurücklassen kann, vom Regen befreit. Auch Wilhelm fühlte sich so. Anna und er, sie waren Junge und Mädchen auf einem Ausflug.

Vor ihnen erstreckte sich der Pfad, daneben Gelb an beiden Seiten. Zweimal gingen sie zum Horizont, redeten über dieses und jenes, sprangen von Thema zu Meinung, zu Interesse, zu Idee, zu Vermutung, zu Spaß, zu Geschichte, von Erdachtem zu Erlebtem. Dann den kurzen Waldsteig hinauf, vorbei an der Esche, Vorsicht bei den Nesseln und dahinter der See. Am Ufer zog er die Jacke aus, damit sie sich setzen konnte.

Beide verstummten. Hier galt es, die Stille zu finden, ihr Raum zu gewähren und sich zu verbinden, als Teil der Kulisse. Zwischen dem See, der wie ein großer Spiegel vor ihnen lag, und den Bäumen, die sie bewachten. Nur als die ersten Sterne erschienen, sagte er, es sehe aus, als sei der Himmel mit ihnen bestäubt. Nach einer Pause entgegnete sie, es sei eher, als habe jemand sie drangehängt, an dünnen Fäden, denn wenn man genau hinsah, dann, ganz bestimmt, schwankten sie winzig vor und zurück. Und wieder schwiegen sie gemeinsam, einander zustimmend.

Als er aufstand, streckte sie ihm die Hand entgegen. Er nahm sie, half ihr hoch und hielt sie für den Rest des Rückwegs. Sie fühlte sich weich an. Wie das Vertraute des Heimes, nur etwas sicherer, nur etwas sanfter.

Julius Katins, Jahrgang 2000, schreibt täglich – morgens ab 4:30 Uhr sowie abends nach der Arbeit. Für ihn ist das Schreiben eine Notwendigkeit. Seit Abschluss der obligatorischen Berufsausbildung bei der Bank, gibt er sich nun die Chance, Schriftsteller zu werden. Für den zuletzt fertiggestellten Roman sucht er mithilfe der Agentur „dots & plots" einen Verlag.
Wenn er nicht schreibt, liest er. Manchmal spielt er Klavier.

Veröffentlichungen:
Kurzgeschichte in der Weihnachtsanthologie bei Rowohlt (Erscheint im September 2025, Hg. Dietmar Bittrich

Die Träume der Anlieger

Helmut Blepp

„Da wir hier leben, wissen wir, dass seit jeher alles im Fluss ist. Die Schätze besiegter Könige. Kisten mit Nazigold, im Frühjahr `45 von Pontons gefallen. Fliegerbomben, noch scharf im Schlamm. Geschwängerte Mägde nebst Abschiedsbriefen. Diverse Autowracks mit und ohne Fahrer. Aber auch Werners geklauter E-Roller und der jüngste Wurf der Katze vom Kreuzbauern."

„Als fünf Rekruten nach zwei Kästen Bier ins Pissoir vom Wasserübungsplatz seichten, um anschließend mit ABC-Schutzmasken und Salzsäure den zu Stalagmiten gewachsenen Urinstein zu entfernen, dessen DNA-Analysen mindestens fünfhundert weitere Rekruten seit den dreißiger Jahren zu Mittätern gemacht hätten, ist der ungefilterte Zufluss in den Nebenarm wieder gewährleistet, so dass der Ölwechsel der Amphibienfahrzeuge problemlos durchgeführt werden kann."

„Dieser Winter damals. Wir waren dicke Freunde. Zwei Finger erfroren dir beim Wühlen nach Guss am Uferrand. Und abends schlug dein Vater zu, weil nur drei Kilo in der Karre lagen. Ein anderer Winter. Du lachtest auf der Straße. Ich drückte deine halbe Hand. Der Vater ist tot, sagtest du laut. Ich erinnere mich genau: Du lachtest wie ein Sieger und gingst sicher übers Eis."

„Dort, wo die Abwässer des Kernkraftwerks den Fluss erwärmen, gründelt ein riesiger Wels in seinem kleinen Reich. Er hat sechs verschiedenfarbige Augen und einen fluoreszierenden Wandelpenis. Mit seinem Maul, groß wie ein Scheunentor, zieht er Fischer aus ihren Booten, holt sich hechelnde Schäferhunde vom Uferrand und schluckt vorwitzige Schwäne ungerupft. Auf Veranlassung der Geschäftsführung wurde die Anlegestelle der Fähre stillschweigend verlegt. Die Wasserschutzpolizei umfährt das Gebiet großräumig."

„Vom Schwimmen erschöpft, von der Strömung hinausgetragen, von einer Bugwelle ans Ufer geschwemmt, von Krähen angefressen. Kein schöner Anblick für den Spaziergänger, der seinen Dackel weiterzieht, dessen Bellen nicht verstummen will. Ein Frachter nach Holland tutet drüber weg."

„Während das Hochwasser die Dammkrone erreichte, stellten sich die Dammwachen noch grölend hin und pissten das viele Altbier weg, das sie beim Warten auf den Alarm getrunken hatten. Da wurden Felder überschwemmt. Wild ersoff auf der Flucht. Der Grundwasserspiegel stieg. Verscharrte Leichen wurden freigelegt. Rindviecher flüchteten auf Sandbänke, eskortiert von einem Teppich aus Ratten. Wer schleppt nun die schweren Schläuche, pumpt die Keller leer, zieht den Retriever aus der Flut, wenn doch alle nur noch brunzen im Bogen mit offenem Overall, eine Hand an der Hüfte, und rotzen in die Bruchstellen über der vollgesogenen Brache? Ein See, in dem Kadaver treiben. Ein leeres Floß, überm Ruder ein Helm, während ein Paar Gummistiefel mit dezentem Bäuerchen versinken. Betroffen wird verlautbart, die Katastrophe folge einem Dienstvergehen, doch Freibier sei nun mal Volkstum, das Wetter aber tückisch, weil plötzlich und unerwartet."

„Wir spielten auf den winterlichen Feldern am Fluss. Wer macht die größte Kuhle mit einem Bauchklatscher in den Neuschnee, hieß die Herausforderung. Alle waren begeistert und voller rotbäckigem Ehrgeiz, obwohl die Anoraks schon nass und klamm waren. Der dicke Willi hätte bestimmt gewonnen, doch vergessen im Herbst, vergraben unterm Schnee, lag diese Sichel auf Nabelhöhe."

„Zur Zeit der Initiation kletterten wir in die Kronen der Bäume am Fluss, wo die Äste uns kaum noch hielten. Am Ufer gegenüber rosteten Kräne. Der letzte Kies zur Verladung war nur noch ein Nistplatz für Möwen, von trauernden Rentnern beobachtet, die Brot aus Tüten warfen. Erst wenn der Wind uns wiegte und wir, in Rinde verkrallt, den Tod am Boden ahnten, dann küsstest du mich."

„Als noch Kaltblüter die Schiffe flussaufwärts zogen, wurden die Ufer gerodet für ebene Wege und freie Sicht. Die Seilmänner schliefen nachts bei den erschöpften Mähren, deren Flanken im Schlaf zuckten. Der Lohn war meist ausreichend, doch zur Not gab es auch mal Pferdewurst von der Abdeckerei."

Wir wollten den Ursprung erfahren und fühlten uns beschenkt, als wir an seiner Quelle standen und das kalte Wasser tranken, das aus den Felsen rann. Erfrischt folgten wir dem schmalen Bach ins Tal. Er grub sich durch Wiesen, kühlte beiläufig Kuheuter, fing unterwegs Forellen und Treibholz ein, beruhigte sich im Tal, erwärmte sich an den Einlaufrohren der alten Gerberei, wurde gemächlich, warf Blasen, rülpste und gluckerte schwerfällig kurz vor der Einmündung in den See, aus dem die Anwohner ihr Trinkwasser beziehen. Am jenseitigen Ufer fanden wir ihn wieder, zum sprudelnden Flüsschen gewachsen, mit kleinen Untiefen und immer stärkerem Abtrieb. Wir sprangen in Boote, um die Strömung zu nutzen, stürzten uns in die Gischt der lauernden Wasserstürze, in denen der Fluss sich nun ausdehnte, als würde er seine Muskeln spannen. Jetzt fuhren wir schon bald im Schatten von Frachtkähnen, während wir noch Sehnsuchtslieder von Flößern sangen und uns

Helmut Blepp,
*1959 in Mannheim, Studium Germanistik und Politische Wissenschaften, selbständig als Trainer und Berater für arbeitsrechtliche Fragen; lebt mit seiner Frau in Lampertheim an der hessischen Bergstraße;
Veröffentlichungen: vier Gedichtbände; zahlreiche Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien

Fischernachen vorstellten, in denen bärtige Männer kauerten, um in der Dämmerung der Frühe guten Fang zu machen. Als dann der heimische Kirchturm in Sicht kam, steuerten wir nahe ans Ufer, wo sich die Ausläufer des Stroms beruhigten. Mit weichen Knien gingen wir an Land und kletterten langsam die befestigte Böschung zu einem schmalen Wildpfad hinauf, dem wir bis zu einer verlassenen Feuerstelle folgten. Bedächtig bauten wir aus angetriebenem Holz einen Brand auf und legten uns zur Ruhe unter freiem Himmel. Schon nicht mehr wach, doch noch nicht im Schlaf, umhüllten uns bald die Stimmen der Träumer, und wir lauschten all dem, was uns noch bevorstand.

Die Schwester von Loreley in der Schweiz

Als der schönste Stern der Reformation über der Schweiz erwachte
zog aus Deutschland die Schwester deutscher Loreley namens Sareley
um in Stein am Rhein Predigt von Zwingli zu hören der zauberte
sie war nach dem wonnigen Fest ja trunken von dionysischem Wein

und sie war willens im Rhein wie die Zauberwasserfee zu baden
sie verließ doch Untiefe des kraft der Sagen verträumten Traum-Rheins
das erträumte Baden führe sohin
zu ihrigem Ertrinken
ihre Seele ward so zum Traumdasein des Wassernixleins

und ihr Körper wurde eben wie Sternleinglanz musen-nixenhaft
sie lebte im Rhein bei dem Wasserfalle schwebend zart-federleicht

sie sang indes kein gefühltes März-Lied wie die Schwester Loreley
sie bezauberte viele Schiffer mit Gedichten mit Zauberei

so dass Schiffer ins Wasser sprangen voll vom holden Amorwahn
und dieser Bann passierte nun zu der schwermutsvollen Zwingli-Zeit
ich will wieder Sareleyseligkeit hören
bei meiner Schweizfahrt

sie erscheint jedoch nicht mehr wenngleich ich seelenvoll sehnlichst träume
verschont von dem Fluch dieser unendlichen Lenz-Dichterphantasie
die ich so wie Ibikus- und Apollfittiche glanzwärts spüre

von Markiewicz Pawel

Flackernde Feuer

Die Poeten am Stadtrand sind muskulös
und umarmen gern fremde Muskeln

Die Sehnen ihrer Arme
lassen sich bespielen wie eine Harfe

Stark und prall ist ihr Lied
ein trotziger Bizeps aus Wörtern geformt

Im Stroboskoplicht der Hinterhofbühnen
tanzen sie ihre Gedichte mit viel
Schwung im Steiß

Ihre Verse erfinden friedliche Städte
ohne brennende Tonnen an jeder Ecke

Manchmal küssen sie sich im Beat
und wechseln in die Schatten

Helmut Blepp

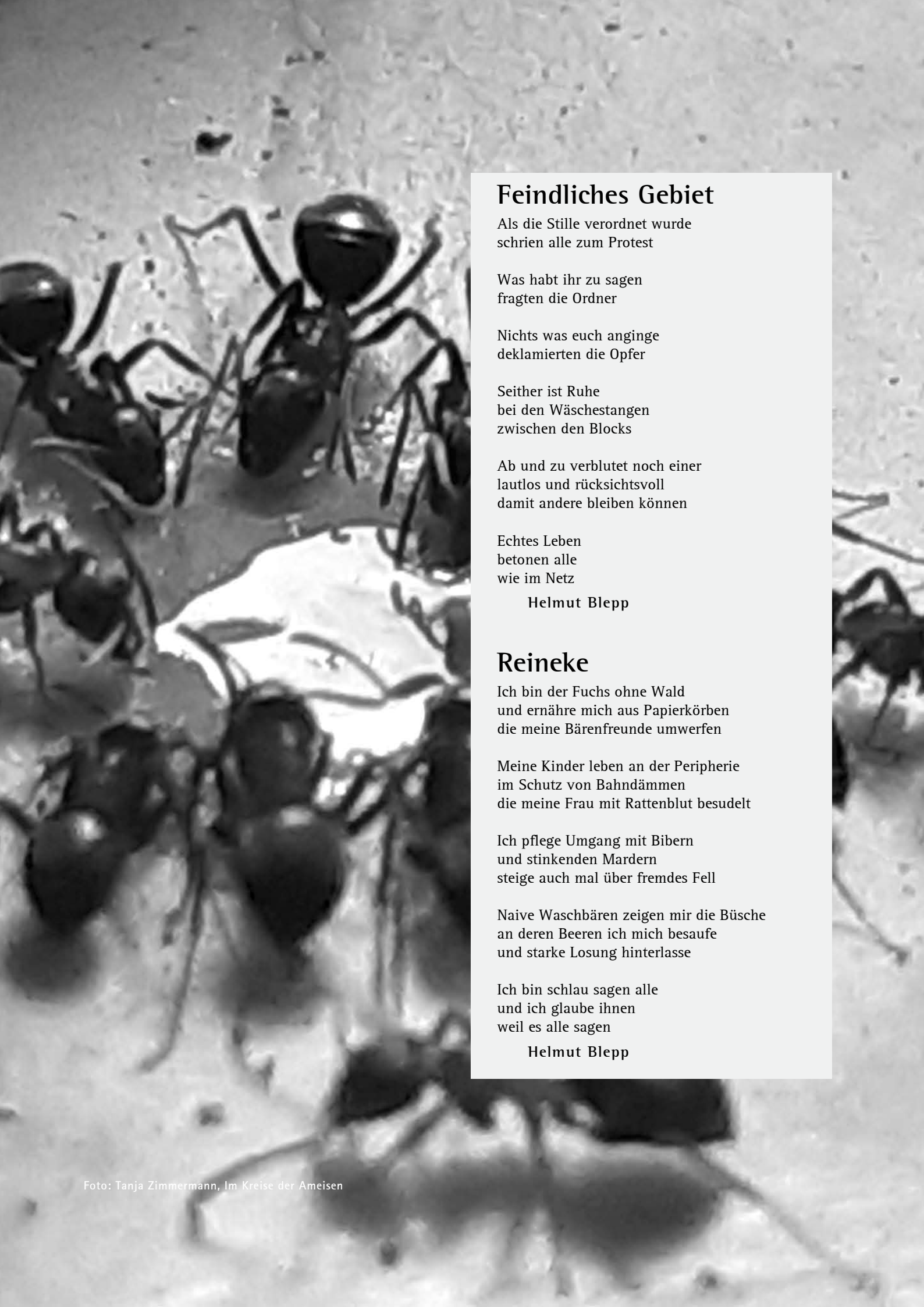
Im Quartier

An diesen lauen Spätsommerabenden
wenn der Tag sich noch klammert an den Gesang der Amseln
die sich die Dächer mit dem Mondlicht teilen
riecht es überall nach heißen Maronen und fremdartigen Schnäpsen
mit eigener Farbenlehre
Öl zischt in den Knoblauchpfannen
voller Sardinen
ein maulfauler Chor aufgereiht als Grußwort vom Meer

Kichernd kommen verliebte Priester
Hand in Hand
aus den Spätvorstellungen der Programmkinos
lauschen den Rufen des Mannes vom Turm
während die Mädchen an
ihren Ecken patrouillieren
Jungs in Jogginghosen an
Wasserflaschen nuckeln
und Polizisten kniend einen Verwirrten fixieren
der mit geklauten Pizzen die Armen
speisen will

Eine alte Linde atmet aus im
vermüllten Hinterhof
ihr Duft dringt über den Bewuchs
lärmender Balkone
in flimmernde Räume voller Sehnsuchtsbilder
mischt sich mit dem Geruch
ranziger Fluchtgedanken
die nachts versickern in
verschwitzten Matratzen

Helmut Blepp



Feindliches Gebiet

Als die Stille verordnet wurde
schrien alle zum Protest

Was habt ihr zu sagen
fragten die Ordner

Nichts was euch anginge
deklamierten die Opfer

Seither ist Ruhe
bei den Wäschestangen
zwischen den Blocks

Ab und zu verblutet noch einer
lautlos und rücksichtsvoll
damit andere bleiben können

Echtes Leben
betonen alle
wie im Netz

Helmut Blepp

Reineke

Ich bin der Fuchs ohne Wald
und ernähre mich aus Papierkörben
die meine Bärenfreunde umwerfen

Meine Kinder leben an der Peripherie
im Schutz von Bahndämmen
die meine Frau mit Rattenblut besudelt

Ich pflege Umgang mit Bibern
und stinkenden Mardern
steige auch mal über fremdes Fell

Naive Waschbären zeigen mir die Büsche
an deren Beeren ich mich besaufe
und starke Losung hinterlasse

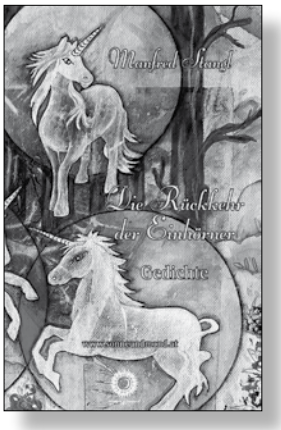
Ich bin schlau sagen alle
und ich glaube ihnen
weil es alle sagen

Helmut Blepp

Foto: Tanja Zimmermann, Im Kreise der Ameisen

Die Rückkehr der Einhörner

v. Manfred Stangl



Manfred Stangls dichterische Palette - ein herausragender lebendiger Kosmos! Dennoch unanstrengend! Akzente scheinen sich selber zu platzieren und spielen, kommunizieren ... und sie reichen der Leserin die Hand. Mehr noch: Ganz real fliegst du ... in Geborgenheit, ohne Not. Aber der Autor weiß auch schneidende Kanten, traurig Verse zu geben. Trotzdem lesen sich die schweren Themen leicht und sinnig, wie sich Quellwasser schlürfen lässt.

Nach Rücksprache mit dem Autor erkannte die Rezensentin, dass sich M. St. weniger auf den wesentlich umfassenderenden Begriff „Logos“ (44 und 115) bezieht, als auf den übertreibenden, voreilig einseitigen, tönern-überheblichen Einsatz von „Logik“. Wirklich große Geister wie zB. Anton Zeilinger hüten sich genau davor. M. St. sagt über diese Eindimensionalität „... die Philister der Vernunft stoßen euch in Wirklichkeit in die schneidende Kälte des Vakuums der Isolation hinaus.“ (81): Ganz anders heißt es in der „Hymne auf den Artmann“: ... mit einem Auge zwinkerst du heftig, mit dem zweiten/ klimperst schalkhaft und mächtig, doch mit dem dritten/ blickst Du tief in die Schatten der Wörter: ... (36) „Edel ists, den Mensch’ zu lieben“ schließt mit: „Du siehst ein Blau, in dem / Amsel, Baum, Apfel, Engel u d Elfen eins sind/ und gar das selbstgerechteste Ich / löst sich in Liebe und Licht“.

Zur Namensgebung dieses Werkes? Der Autor lässt die EinhörnerinderTagesdämmerung eines neuen Umgangs mit „Leben“ erscheinen: Sie sind poetische Geschöpfe, verbunden mit liebevoll-froher Weisheit und Freude am Guten, erinnern uns an die Zärtlichkeit unserer Füße auf Mutter Erde, an die Aufrichtigkeit, die ethische Rahmen erkennt. Trennung von Körper, Seele und Geist wird aufgehoben. Alles in allem: ob Sie abgehetzt oder ruhig leben, „Die Rückkehr der Einhörner“ ist ein faszinierendes Buch, diverse Themen, Wegkreuzungen und Reichhaltigkeit werden Sie entdecken. Pegasus’ Flügel fühlen. Mit dieser Lektüre tun Sie sich einen wirklichen und wirksamen Gefallen. Ein Lichtblick!

Claudia Behrens

Manfred Stangl: „Die Rückkehr der Einhörner.“ sonne und mond 2025, Tb, 128 S, ISBN: 978-3-903492-13-4; 13.50 Euro

Rezensionen

Schatten der Geschichte



Ein wichtiges Buch zur Geschichte des italienischen Faschismus und Nationalsozialismus. Die Beziehungen zwischen diesen beiden diktatorischen Strömungen, ihre Geschichte im zweiten Weltkrieg, verworren und schwer einsichtig, ist Wenigen nur bekannt. Sicherlich ein Verdienst dieses Buches, die historische Dynamik und Beziehung dieser beiden Faschismussysteme klar und verständlich zu belichten. In das geschichtliche Geschehen, zwischen die Kämpfe der Mussolini-Faschisten, Nazis und Partisanen, bettet der Autor die Schicksale und das Wirken zweier höchst unterschiedlicher Personen: Beide Italienliebhaber, beide homosexuell, beide Deutsche, beide mit dem Literaturbetrieb verbunden, nur: Während der Historiker Eugen Dollmann ein Lebemann und zugleich hoher SS-Offizier, mitverantwortlich für Morde und Erschießungen, war, schloss sich der Student Heinz Riedt den Partisanen an.

Nach 1945 fand Riedt, u.a. als Übersetzer des Auschwitzbuchs von Primo Levi („Ist das ein Mensch?“) Anerkennung, nicht zuletzt trat er dem Schriftstellerverband der DDR bei. Er starb schwerkrank auf der Insel Procida im Golf von Neapel, lange Zeit ein Geheimtip für Künstler. Dollmann hingegen verniedlichte sein grausames Wirken in dem erfolgreichen Buch „Dolmetscher der Diktatoren“, das viele NS-Täter als harmlose, lustige Spaßvögel darstellte. Dollmann arbeitete nach 1945 für den italienischen und amerikanischen Gemeindienst, dann lange für den bundesdeutschen Geheimdienst BND. Schockierend, wie still und heimlich Nazis, die für den Holocaust und andere Verbrechen mitverantwortlich waren, seelenruhig bei den Geheimdiensten einen guten Job fanden oder via „Rattenlinie“ des Vatikans ▶

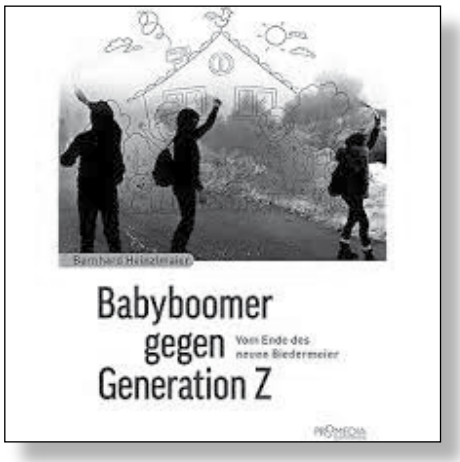
nach Südamerika ausreisten, um dortigen Diktaturen auf die Sprünge zu verhelfen.

Vergegenwärtigen wir uns, dass hunderttausende junge Soldaten für Freiheit und Demokratie im Zweiten Weltkrieg starben und im Handumdrehen von den Mächtigen und ihren Interessen verraten wurden. Für mich stellt sich die Frage: Wer steht in unserer maroden Politlandschaft wirklich für Demokratie? Und ist es nicht besser, sich zusammenzuschließen und Demokratie von unten zu praktizieren, weil die da oben wie stets in unserer Geschichte ihre eigenen, ungenießbaren Süppchen kochen? Gelebte Demokratie, echte Freiheit jenseits dünner Sonntagsreden – ich weiß: Eine Utopie; aber eine wünschenswerte!

Roman Schweidlenka

Andreas Wassermann: Der Partisan und der SS-Mann. Zwei deutsch-italienische Biographien im 20. Jahrhundert, Ch. Links Verlag, Berlin 2025, ISBN 978-3-96289-222-7

Die Entwicklung zum digitalen Schattenmenschen



„Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei", stand – sinngemäß – im Neuen Institutsgebäude der Universität Wien. Wir lebten in den siebziger Jahren. Die Geistes- und Sozialwissenschaften erfreuten sich, zumindest ansatzweise, einer gewissen Freiheit, die ergebnisoffene Forschung blühte – wenngleich vielleicht auch nur homöopathisch. Das ist Geschichte. Mächtige Interessensgruppen bestimmen und dominieren heute zu einem sehr großen Teil die Wissenschaft.

Einer, der als intellektueller Robin Hood sich nicht und nicht dem Diktat der Mächtigen beugen möchte, ist Bernhard Heinzlmaier. Davon legt vorliegendes Werk eindrucksvolles Zeugnis ab. Der bekannte Jugendforscher schildert fundiert den Wandel von den „Babyboomern" zu der „Generation Z". Die Bruchlinie stellt in etwa das Jahr 1980 dar. Die Entwicklung vom ansatzweise mündigen, dezent emanzipierten, demokratisch gesinnten Bürger, der mit beiden Beinen mehr oder weniger fest auf dem Boden der Erde steht, zur fremdbestimmten, entfremdeten, der gesellschaftlichen Anpassung um jeden Preis devot huldigenden, digitalen, äußerlich immer noch einem Homo Sapiens gleichenden intellektuellen Eintagsfliege erschreckt – auch wenn wir bei Heinzlmaier lesen, was wir bereits wussten, fühlten, ahnten. Politisch „links" und „rechts" wird nun tatsächlich passé. Der trennende Graben verläuft zwischen Woke Culture und deren Gegnern bzw. Kritikern, die meist Babyboomer sind. Und: Die lauthals plärrenden, auf der Politkasperl-Bühne sich verrenkenden „Demokraten" mit ihren „Werten" haben dank ihrer diktatorischen Attitüden ihre Glaubwürdigkeit in den letzten Jahren an den Nagel der Geschichte gehängt.

Bei aller Seriosität, die u.a. erfreulicherweise auch auf den zu Unrecht vergessenen Erich Fromm zurückgreift, hält der Autor nicht mit seinen persönlichen Einschätzungen und deftigen Wertungen zurück. Ein Beispiel: „Die woke Ideologie, mit der wir alle seit 20 Jahren geradezu drangsaliert werden, ist die Weltanschauung der Generation Z und sie spiegelt die Infantilität von verweichlichten Kindern wider, die von ihren Helikopter-Eltern verhätschelt und von der Realität des Lebens abgeschottet wurden." (S. 12f.)

Heinzlmaier erklärt das schleichende, schwelende Unbehagen, das alle noch nach Freiheit dürstenden Zeitgenossen in unserer KI-gesteuerten Plastikwelt durchdringt, verschweigt auch nicht die politischen Ursachen des Desasters: „Tatsächlich geht es im Kampf der Milieus aber um die relative Verarmung immer größerer Teile der Bevölkerung durch Inflation, grüne Transformation und kostenintensive Kriege sowie um das arrogante Auftreten von links-grünen Volksaufklärern, die, assistiert von den Mainstreammedien, die Bevölkerung Tag und Nacht mit parteilicher Kommunikation bombardieren. Da sie damit nicht erfolgreich sind, setzen sie zunehmend auf autoritäre Maßnahmen zur Durchsetzung ihrer Weltanschauung." (S. 85f.)

Heinzlmaiers Rezept: Die Mauern durchbrechen, die die Generationen voneinander trennen und wirklich Neues jenseits erstarrter Ideologien wagen ...

Roman Schweidlenka

Bernhard Heinzlmaier: Babyboomer gegen Generation Z. Vom Ende des neuen Biedermeier, Promedia, Wien 2025, ISBN 978-3-88371-534-5

Siebzehnstein – Gedichte



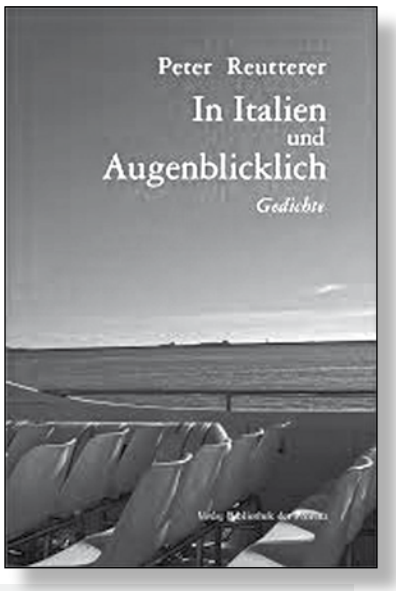
Joachim Gunther Hammer ist ausgebildeter Naturwissenschaftler – einzelne der Poeme des vorliegenden Bandes kreisen um die Fragen, welche Urgewalten aufwerfen: etwa der Tod. Besonders machen diese Lyrik auch Vokabel, welche in der bekannten Gegenwartslyrik nicht aufzufinden sind: so das Wort: „entrückt“, das die Qualität der Suche nach den Wurzeln in einem Gedicht umreißt. Nicht zu leugnen versucht der Lyriker seine buddhistische Praxis, herrlich zu lesen in Versen wie: „Lass stundenlang uns / diese Nacht über die / Kirschblüte reden“. Und im selben Gedicht: „Warum hat dich erst heute / die Kirschblüte wirklich / tief angeschaut“. Die naturwissenschaftliche Betrachtung der Welt wird als fragwürdig gewertet: „Hat sich, einst vertröstetet / auf ein Diesseits, auch das / nicht wirklich gelohnt?“ Sowie: „Die ich lässt sich bezaubern / von der Wissenschaft – doch / bleibt selbst unbegreiflich“. Der Hybris der Menschheit, über der Natur zu stehen wirft er Verse entgegen wie: „Mit Rasseln, Vogelfedern, Lippenpflock / gen Regenwaldes / Kettensägen...“. Man sollte nicht umhinkommen, die Grundhaltung des Autors spirituell zu nennen: „Entkleide das Licht in mir / Zelle um Zelle küss fort / frei lass den Vogel!“ Öfter stellt Hammer Zitate buddhistischer Dichter seinen Poemen voran. Vielleicht lassen sich in manchen Gedichten dieses Bandes auch Grundirrtümer westlicher Buddhismus-Interpretation ausmachen. Durch den Zufallsgenerator hervorgerüttelte Verse oder durch KI generierte ergeben keinen Sinn hinter dem Sinn, keinen Verweis auf die absolute Leerheit des Nirwana – sie ergeben nichts. Schon gar keine poetische Charakteristik. Bemerkenswert bleibt nichtsdestotrotz die intensive Beschäftigung des Autors mit den letzten, den existentiellen Fragen sowie den kleinsten, den augenblicklichsten, durch die Unendlichkeit aufzuscheinen vermag.

Manfred Stangl

Joachim Gunther Hammer: Siebzehnstein, Gedichte, Verlagshaus Hernals, 2024, Tb, 138 S, ISBN: 978-3-903442-64-1

Leichtfüßig verankert zwischen Himmel und Meer:

Peter Reutterers „In Italien und Augenblicklich“



Lakonische Betrachtungen über das Dasein und die damit einhergehenden Begegnungen und inneren Reflexionen sind es, denen Peter Reutterer in seinem neuesten Lyrikband „In Italien und Augenblicklich“ nachgeht. Angesiedelt zwischen Himmel und Wasser, auf schwankendem, oft doppeltem Boden, hintergründig, sanftmütig, nachsichtig im besten, da eigentlichen Sinn des Wortes, fließt seine Lyrik dahin und durchströmt mit unaufdringlichen Gefühlen die Seele. Große Erschütterungen bleiben aus, bei aller Leichtfüßigkeit mischen sich freilich die gewohnte Schwermut, aber auch die zart zugespitzte satirische Feder in seine Zeilen. Es ist der Blick eines Gereiften auf die ihn umgebende Welt, Beobachtungen von Menschen, Betrachtungen über Sardinien, Blicke auf Triest – im ständigen Bewusstsein der sowohl eigenen als auch der allgemeinen Vergänglichkeit.

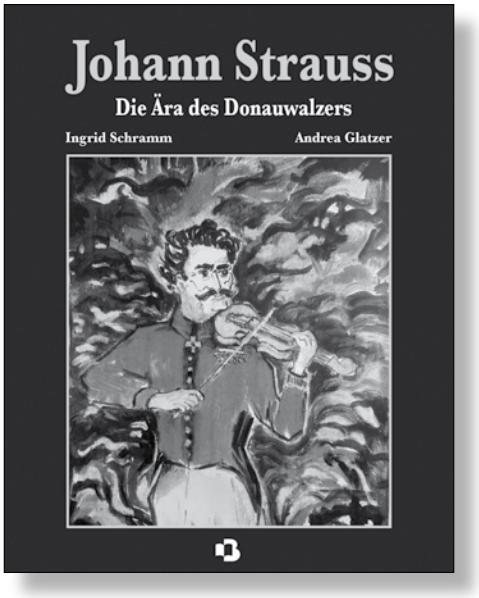
Das eindrucksvolle Umschlagfoto, angefertigt vom Autor selbst, spiegelt Inhalt und Stimmung perfekt wider.

Heinz Kröpfl

Peter Reutterer: „In Italien und Augenblicklich. Gedichte“. Weitra: Verlag Bibliothek der Provinz,2024,134 Seiten, Klappenbroschur. ISBN 978-3-99126-241-1; Euro 15,00

Johann Strauss

Die Ära des Donauwalzers



Den Popstar seiner Zeit zu ehren wurde durch zahlreiche Bücher geweckt. Hier wird die Geschichte der Strauss Dynastie aus der historischen Perspektive der Habsburger Monarchie betrachtet. Ohne den Wiener Kongress wäre der Erfolg nicht zu verwirklichen gewesen. Am Wiener Hof tanzten die mächtigsten Männer der Zeit, feierten den Sieg über Napoleon. Hier war das Tanzparkett, auf dem der Walzer seinen Erfolg starten konnte. Neue Lebensfreude ließ sich wunderbar mit dem neuen Tanz feiern, an dem auch die einfachen Leute ihre Freude hatten.

Johann Strauss Vater betrieb ein Gasthaus „Zum heiligen Florian“ in der Taborstraße. Die französische Besatzungsmacht plünderte die Schenke und trieb die Familie in den Ruin. Ein Sohn von Borgia Strauss starb in dieser Zeit. Ein weiteres Kind wurde in Pflege gegeben und starb, erst 1808 ging es besser, der Vater pachtete das Lokal „zum guten Hirten“, doch auch die nächste Tochter starb.

Nach dem kurzen Sieg der Schlacht bei Aspern 1809 über Napoleon gewann dieser bei Wagram wieder die Oberhand, zum zweiten Mal fielen die Franzosen in Wien ein. Eine Hochzeit, eigentlich eine Zwangsheirat, zum Frieden mit Napoleon wurde inszeniert, und das Volk scherzte in den Gasthäusern darüber.

1814 wurde zunächst beim Wiener Kongress die Freude über die Verbannung Napoleons auf Elba gefeiert. Die Freude wurde schnell getrübt, als bekannt wurde, dass der Franzose sich aus dem Staub gemacht hatte und nach Cannes zurückgekehrt war. Bald darauf erlitt er allerdings eine neue Niederlage und wurde auf St. Helena verbannt. In Österreich erlebte man Krise und Staatsbankrott, aufgrund der Schulden beging der Borgia Strauss Selbstmord. Johanns Vormund ließ Johann die Buchbinderlehre machen, danach wagte Johann trotz seiner tristen familiären Situation, den Start in den Bereich der Musik, gemeinsam mit Joseph Lanner. Er schaffte es, sich als Unterhaltungsmusiker aufzuwerten zu den Großen seiner Zeit. Erstaunlicher Weise erhielt er eine Ehe Erlaubnis, was man damals nur bei entsprechendem Einkommen erhielt und heiratete Anna, die Tochter eines Gastwirtes am Alsergrund, die von ihm schwanger war.

Er entwickelte sich zum Lebemann und ließ Anna mit einer Schar von Kindern zurück, als er zu einer neuen Lebensgefährtin zog. Annas Vater unterstütze seine Tochter und die Enkelkinder. Johann Strauss, Vater, erschöpfte sich auf seinen Tourneen und lebte offensichtlich in Bigamie, wobei ihm auch die neue Partnerin zahlreiche Kinder schenkte. Der Sohn Johann wuchs in einer musikalischen Umgebung, mit dem Wunsch ein Musikstar zu werden auf, was aber beim Vater auf Ablehnung stieß. Zwar durften Johann und sein Bruder Josef die besten Schulen besuchen, sollten aber im Bankgeschäft ihren Beruf haben.

Im Schatten seines Vaters, der Konkurrenz fürchtete, begann sich Johann Strauss musikalisch zu positionieren. Zwar war der junge Strauss opportunistisch, als er sich mit Radetzkymarsch nach der Niederschlagung des ungarischen Freiheitskampfes beim Kaiser einschmeicheln wollte Für die italienische Befreiungsbewegung wurde das Musikstück als die Hymne der Henker betrachtet. Danach komponierte Johann Strauss den Kaiser Franz Joseph Marsch.

Strauss Vater kam leer, ausgebrannt und schwer krank nach seiner Konzertreise aus England zurück und starb im September 1849 an Scharlach. Bald nach dem Tod des Vaters trat der Sohn als Leiter seiner Kapelle mit einem Konzert im Volksgarten auf.

Vom Hof wurde der Junge Strauss zunächst abgelehnt, entschloss sich aber mit seiner Kapelle nach Polen zu reisen. Er hoffte, den russischen Herrscher als Fürsprecher beim Kaiser zu gewinnen. Zunächst wurde die ganze Kapelle verhaftet und sie wurden als Rebellen vermutet, durch Glück gelang es Johann Strauss durch glühende Verehrer die Freilassung und die Erlaubnis mit seiner Kapelle in Warschau bei einem Hofball zu spielen. Sein Plan, den Kaiser umzustimmen, der ging Aber nicht auf. Doch eine Einladung nach Pawlowsk, wo eine prächtige Konzerthalle eröffnet wurde zur Ehren der neuen Bahnlinie. Strauss wurde zum Star des „musikalischen Bahnhofs und trat zehn Jahre lang dort mit seinen Musikern auf. Er wurde zum gefeuerten Star. In Wien erhielt er Unterstützung von seinen Brüdern Josef und Eduard. Im Volksgarten gab es regelmäßige Konzerte und Fragmente Aus Opern wurden geboten, gegenseitige Anregungen zwischen Strauss und Wagner bestanden. 1862 ehelichte Strauss die prominente Sängerin und Gesellschaftsdame Henriette Treffs, wurde von deren Stiefvater adoptiert und Strauss erhielt dadurch den Titel Hofball-Musikdirektor.

Seine Frau hatte Talent, seine Managerin zu sein.

Nach dem Donauwalzer glitt Strauss neben Jaques Offenbach in Richtung Operette, wobei Jetty musikalische Unterlagen ins Theater an der Wien brachte und ihr Gatte seine Operette „Indigo“ mit einem Riesenerfolg ebendort dirigierte. Eine Einladung nach Amerika folgte, danach folgte die Operette „Die Fledermaus“.

1878 starb Jetty an einem Schlaganfall. Zunächst geschockt und aus der gemeinsamen Wohnung fliehend, heiratete Strauss bald die um 25 Jahre jüngere Breslauer Sängerin Angelika Dittrich, Lili genannt noch im selben Jahr.

Doch nach nur zwei Jahren brannte die junge Frau mit dem jungen Direktor des Theaters an der Wien durch, die Scheidung erfolgte 1882. Adele Strauss, wesentlich jünger, die zufällig den gleichen Namen trug war verwitwet und wurde die neue Lebensgefährtin und wuchs in die vermisste Managerrolle hinein. Der „Zigeunerbaron“ entstand. Aber um Adele heiraten zu können, muss Strauss seine Staatsbürgerschaft aufgeben und seinen Glauben wechseln, im sich im protestantischen Sachsen Coburg scheiden zu lassen. Beim Kaiser war er deshalb danach unten durch.

Strauss schuf noch einige Operetten, lebte eine Zeit lang in Ischl aber seine Kraft erlahmte. Er starb am 3. 6.1899 an einer Lungenentzündung.

Dietmar Grieser berichtet über Johann Strauss und sein Personal, wobei er die Eigenart hatte, Personen mit wenigen Strichen karikiert zu zeichnen, was ihm am besten bei seinen Hausangestellten problemlos gelang. Zweifellos ein Talent, das der Allgemeinheit nicht bekannt war. Andrea Glatzer erzählt von ihrer Amerikareise und was sie darin über Strauss erfahren hat und was die Gruppe bei ihrem Besuch in Wien vom Reiseleiter berichtet bekommen. Daniela Cravos beschäftigt sich im Buch mit der Frage, warum Johann Strauss kinderlos blieb. Wolfgang Lenhardt gibt Einblick in die politische Nutzung der Person von Johann Strauss. Elisabeth Halvax erzählt, wie Johann Strauss mit seinen Werken seit 1957 die Seefestspiele in Mörbisch bereichert. Lieselotte Kirchner stellt die Frage, ob diese Musik noch zeitgemäß ist und Sepp Stranig führt uns ins Casino Zögernitz und hüllt uns dort in Walzeratmosphäre, indem er uns in historische Gemeinmisse Einblick nehmen lässt, wo heute in den prachtvollen Räumlichkeiten ein Strauss Museum zu einem Besuch einlädt und seit Juni 2021 auch wieder das Restaurant mit einem alten Gastgarten zu gemütlichen Stunden verführt.

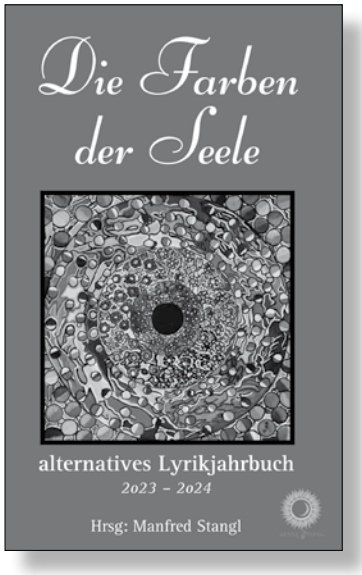
Sonja Henisch

Ingrid Schramm, Andrea Glatzer: „Johann Strauss – Die Ära des Donauwalzers“. Buchschmiede.at , 2025; Seiten: 123, ISBN: 978-3-99181-180-0



Lanzerote, ewig weites Land, Tanja Zimmermann

In der edition sonne und mond erschienen



Die Farben der Seele

alternatives Lyrikjahrbuch 2023 – 2024
Hrsg: Manfred Stangl, editon sonne und mond,
Wien, 2024, 252 Seiten, ISBN: 978-3-903492-07-3, 14,70 €

Der tausendste Aufguss des Gebräus aus sprachpubertierendem Gestammel, Jammerei oder narzisstischer Spielsucht schmeckt heute ziemlich schal. Die Farben der Seele leuchten utopisch, wo tagtäglich an den 50 Schattierungen des Graus herumpoliert wird. Die Seelenfarben (wie sie schon Wassily Kandinsky beschrieb, der aber bereits vom nachfolgenden Suprematismus falsch ausgelegt wurde) weisen Pfade über die Destruktion der Industrialisierung und der biophoben Megalomanie hinaus.
Die Lyrikerinnen und Lyriker dieses Bandes eint, dass alle der seelenlosen Zeit etwas entgegenzuschreiben und -fühlen haben. Etwas Lebendiges, Buntes, Hoffnungsreiches.



Die Seele der Erinnerung

Lieselotte Stiegler

Lieselotte Stiegler ist mit diesem Buch ein zutiefst berührendes poetisch hochstehendes Kunstwerk gelungen.

editon sonne und mond Wien, 2023
ISBN: 98-3-90392-00-4; 14,70 Euro,
208 Seiten



Michael Benaglio Fin

edition sonne und mond, 2022, Paperback, 164 S, 13,80 Euro,
ISBN: 978-3-9505097-6-2

Benaglio schreibt seine skurrile Hundegeschichte im Stil des großen ETA Hoffmann. Seine lebensfrohe Kritik richtet sich gleichermaßen gegen den spießigen, in alten (patriarchalen und kapitalistischen) Bahnen festgefahrenen Kleinbürger, wie gegen den politisch Korrekten, der eine Cancelkultur zu etablieren gedenkt, in der alles, nicht ausdrücklich von der Intellektuellen-Schickeria Erlaubtes, zensuriert und totgeschwiegen wird.



„Spirit“

Dorothea Schafranek
Gedichte

edition sonne und mond, 2023,
296 S., TB, Preis: 17,70 Euro,
ISBN: 978-3-903492-03-5

Dorothea Schafranek gelang mit „Spirit“ ein großer Wurf. Nicht nur präsentiert sie sich als eine wichtige Vertreterin des spirituellen Feminismus, auch erweitert ihre ekstatische – aus dem Überbewusstsein strömende – Lyrik die Palette der mystischen Dichtung. Und beweist zudem, dass mystische Lyrik nichts mit mysteriösem Geschwätz zu tun hat. Im Gegenteil: Schafranek hat etwas zu sagen.

Direkt bestellbar unter:
bestellungen@sonneundmond.at

Informationen zum Verein Sonne und Mond – Förderungsverein für ganzheitliche Kunst und Ästhetik sowie zusätzliche Buchtitel und die gesamte „Ästhetik der Ganzheit“ von Manfred Stangl
unter www.sonneundmond.at
oder www.pappelblatt.com

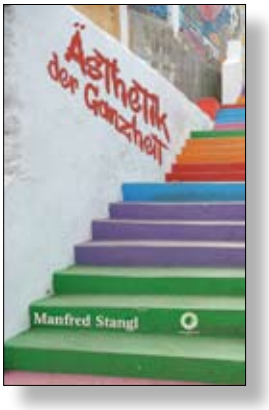
Manfred Stangl:

„Ästhetik der Ganzheit“

**edition sonne und mond,
2020, 416 S., 18,90 Euro
ISBN: 978-3-95o4897-2-9**

Obwohl Stangl überall das Positive vertritt, provoziert er den dogmatischen Vernünftler mit echtem Schwung und lässt so auch den Liebhaber der Satire manchmal hell auflachen. Man hat das Manifest von O. Wiener, des Kopfes der Wiener Gruppe, einst ein „Kultbuch“ genannt. Mit mehr Recht könnte man der „Ästhetik der Ganzheit“ von Manfred Stangl dieses Prädikat verleihen, denn Stangls Gedanken sind weiter und kohärenter ausgespannt als die des wissenschaftsgäubigen Oswald Wiener.

Martin Luksan





Peter Sonnbichler

Die Freude am Wachsen des Grases

edition sonne und mond,

**Wien, 2023, 236 Seiten,17,40 Euro,
ISBN: 978-3-903492-02-8**

Peter Sonnbichler ist ein begnadeter Dichter, der in wenigen Worten unter die Haut gehende Stimmungen zu erzeugen vermag u n d zugleich wesentliche Botschaften zu vermitteln.

Immer hält Sonnbichler eine Lücke offen, an all den drastischen Umwälzungen vorüber, die unser Sein zu einem hässlichen, blutleeren Ort verunstalten, die Schönheit der Welt zu erspähen – vielleicht nur aus den Augenwinkeln heraus, in einsamen Momenten in der Natur, wenn die Stille uns lehrt, dass da mehr ist, gewaltig mehr als der Dauerlärm der Zivilisation.

Manfred Stangl

PAPPELBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, MENSCHENRECHTE UND SPIRITUALITÄT

Erste ganzheitliche Literaturzeitschrift

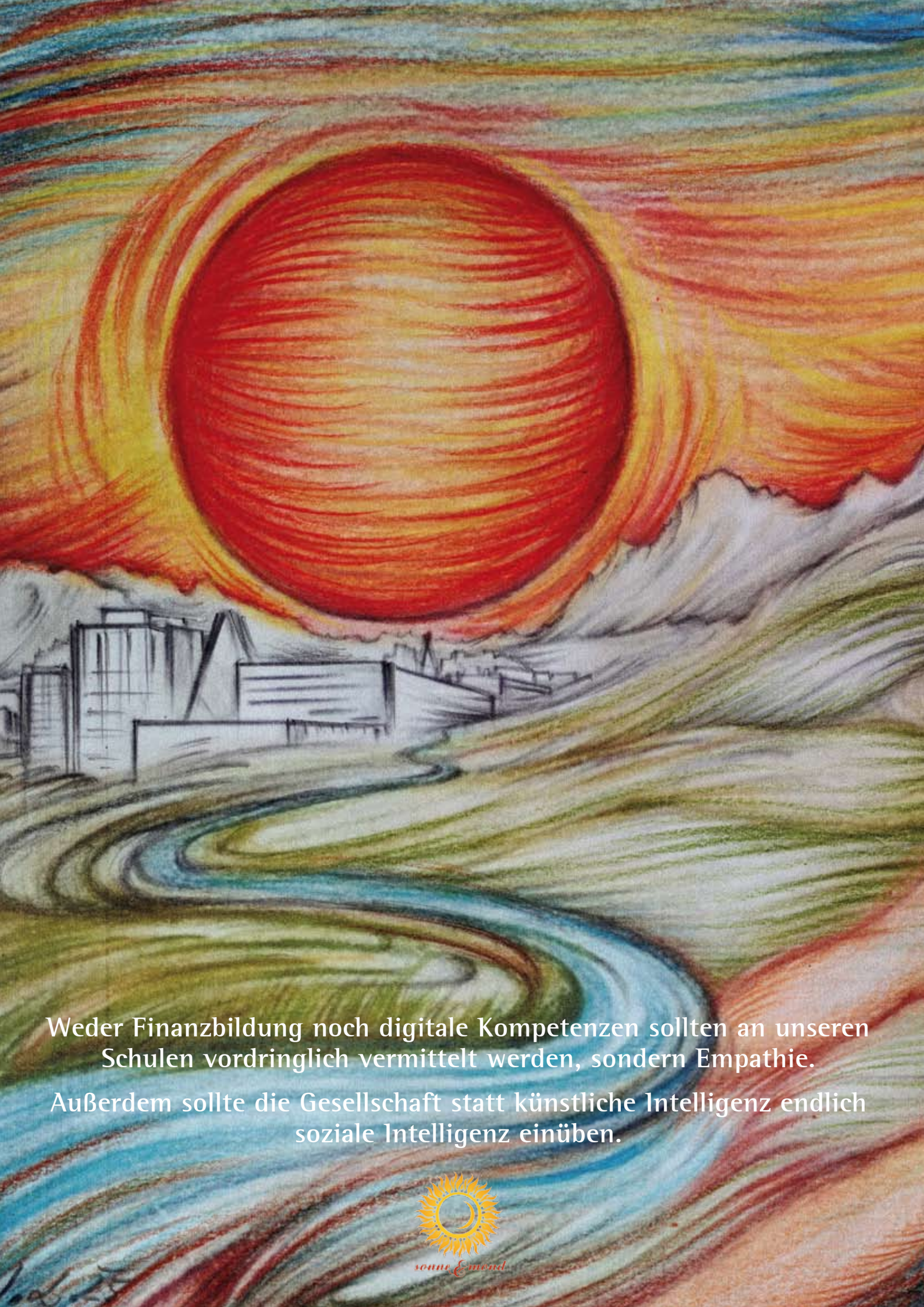
**modernekritisch, empathisch,
intuitiv und schön**

3 Ausgaben/Jahr: Einzelheft 6,30 Euro
Abo: 18,– Euro,
EU–Auslandsabo: 25,– Euro

zu bestellen unter:
bestellungen@sonneundmond.at
oder Tel.: +43 (o)699–1144634o



www.pappelblatt.com



Weder Finanzbildung noch digitale Kompetenzen sollten an unseren Schulen vordringlich vermittelt werden, sondern Empathie.

Außerdem sollte die Gesellschaft statt künstliche Intelligenz endlich soziale Intelligenz einüben.

sonne & mond